

Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Zürcher Student : offizielles Organ des VSETH (Verband der Studenten an der ETH Zürich) & des VSU (Verband Studierender an der Uni)**

Band (Jahr): **42 (1964-1965)**

Heft 7

PDF erstellt am: **04.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Zürcher Student

Offizielles Organ der Studentenschaften der Universität Zürich und der Eidgenössischen Technischen Hochschule

Redaktion: Toni Lienhard / Barbara Risch (Uni) Beat Glathhaar / Martin Lerch (Poly)	Universitätsstr. 18, 8006 Zürich, Telefon 47 75 30 Auflage 12 000 Redaktionsschluss Nr. 8; 5. Februar 1965	Druck und Versand: Tages-Anzeiger für Stadt und Kanton Zürich AG, Werdstrasse 21, 8021 Zürich	Inserate: Dr. H. Dütsch, Bahnhofstrasse 37 8001 Zürich, Telefon 23 83 83
---	--	---	--

Als ceterum censeo ist es in der Schweizer Presse nachgeradezu häufig anzutreffen: Neben den vielen innenpolitischen Problemen, die in der Schweiz momentan zu denken geben, bleibt auch noch das sogenannte »Hochschulproblem« zu lösen. Dass es existiert, dass seine »Lösung« drängt, darüber ist man sich nach dem Schulz-Bericht, den Ausführungen von Prof. Knechtshausen aus St. Gallen, den Forderungen der neun aus Amerika zurückgekehrten Wissenschaftlern, den Sorgen des Schweizerischen Nationalfonds und vor allem dem Labhardt-Bericht, um nur die wichtigsten in letzter Zeit erschienenen und in der Presse verbreiteten Berichte oder Stellungnahmen zu erwähnen, im klaren.

Doch, worin besteht das »Hochschulproblem«, und wie wäre es zu »lösen«? Darüber Auskunft zu geben, weigert man sich vorläufig, insofern zu Recht, als dass dieses Problem wirklich so komplex ist, dass es sogar im sehr umfangreichen Bericht der Eidgenössischen Expertenkommission kaum ausreichend behandelt werden konnte.

Daneben ist es wohl für alle, welche die Bedeutung der Hochschulen und der wissenschaftlichen Forschung für die Schweiz erkennen (wieviele sind's?) klar, dass den Hochschulen das Geld, das sie für ihre Zukunft fordern, erhalten müssen. Die Zahlen, die im Labhardt-Bericht genannt werden, sind Minima, was z. B. die Ausführungen des Berner Universitätsrektors gezeigt haben.

Dass es allerdings noch viele Leute gibt, die das alles noch nicht wissen, und das wäre doch in einer Demokratie wichtig, ist sicher der Fehler einer mangelnden Information der Hochschulen und der Forschung gegen aussen. Beide können sich heute kein dem Weltgetriebe entrücktes, dem Stimmbürger unbekanntes Mauerblümchen-Dasein mehr leisten. Eine bessere und viel aktivere Informationspolitik tut not!

In den höchsten Gremien haben sich, wie verlautet, der zuständige Bundesrat sowie die Chefs des Finanz- und Zolldepartementes schon zusammengesetzt, um über die Quellen, aus welchen in Zukunft das benötigte Geld fliessen soll, zu debattieren. Bleibt nur noch zu hoffen, dass die momentan geführte Diskussion um das »Besorgnis erregende« Anwachen der Bundesbudgetentwürfe an die Kantone sowie die Konjunkturdämpfungsmassnahmen nicht Riegel schieben werden gegen die ohnehin schon langsam genug fortschreitende finanzielle Anpassung an die Gegebenheiten.

Doch das »Hochschulproblem« ist nicht »gelöst« durch mehr Geld für mehr Lehrkräfte und mehr Gebäude für die schon lange sehr viel mehr Studierenden. Denn eine Universität lässt sich nicht beliebig vergrössern und Dozenten lassen sich ebenfalls nicht beliebig vermehren.

Und darum sollte man jetzt und hier, 1965 in der Schweiz, nicht mehr nur über das schon nicht mehr diskutabile, weil schlechthin nicht zu umgehende »Mehr Finanzen« diskutieren, sondern sollte man sich auch langsam daran wagen, die einzelnen Probleme, die sich heute den Hochschulen als organisatorischer, verwaltungstechnischer, struktureller sowie vielen andern Ebenen stellen, zu reden. Kurz: Die Diskussion um das »Hochschulproblem«, und zwar nur diejenige, welche aus genauer Kenntnis der Lage heraus schöpft, muss in Zukunft vermehrt gesucht werden. Sie ist natürlich nur auf Grund eben jener heute noch weitgehend fehlenden Informationen möglich.

Wo fehlt's? Warum? Wie zu beheben? Weshalb sind welche Missstände noch so folgenreich? Können sie behoben werden? Wie? Wo liegen die Ausgangspunkte zur möglichen Etablierung einer sowohl der Zeit wie auch der erfahrungsgemäss richtigen Tradition angemessenen Struktur?

Es hat keinen Zweck, hier einen vollständigen Katalog aller zu diskutierenden Probleme aufzustellen. Nur eines, das natürlich mit allen andern in engem Zusammenhang steht, eines, das auch die Gesamtsituation widerspiegelt, soll in aller Kürze dargelegt werden:

Beispielsweise: die Arbeitsüberlastung der Universitätsdozenten

Grundlage dieses Artikels sind neben den erwähnten Veröffentlichungen Gespräche mit dem Rektor, Herrn Prof. Dr. E. Schweizer, und mit 10 weiteren Ordinarien und Extraordinarien der Fakultäten theol., jur. et oec., med., phil. I und phil. II unserer Universität in Zürich. Diese Umfrage, so klein sie ist (eine wenn auch auf umstrittenen Unterlagen beruhende umfassende Umfrage wurde für den Labhardt-Bericht unternommen), liefert trotzdem ein konkretes Bild der Schwierigkeiten, vor welchen die Hochschuldozenten heute stehen und welche die gesamte Situation, einmal in der Sicht der Lehrkräfte, betreffen.

Wir möchten hier dem Rektor und allen Dozenten, die sich freundlicherweise zu einem Gespräch über ihre Arbeit zu Verfügung gestellt haben, herzlich danken. Es sei betont, dass die kritischen Bemerkungen dieses Artikels hauptsächlich vom Verfasser stammen und dass kein befragter Dozent sich über seine Stellung und Arbeit beklagt hat.

Forschung und Lehre ...

Die Arbeit eines Professors setzt sich zusammen aus Forschung und Lehre. Das Miteinander und Nebeneinander dieser beiden Tätigkeitsgebiete ist unumstritten. Die Forschung ohne Lehre, die be-

sonders ausserhalb der Hochschulen immer mehr Bedeutung erlangt hat, ist zeitgebunden notwendig und bildet keine Negierung, sondern eine Vervollständigung dieses Programms.

Wie weit kann sich nun ein Hochschuldozent heute der Lehre, wie weit der Forschung zuwenden? Wieviel Zeit kann er muss er für sie aufwenden? Oder: Wie stark sind die Ansprüche der Lehre, wie stark diejenigen der Forschung an einen Dozenten, und kann er ihnen noch nachkommen?

Beide Bereiche haben ihre Ansprüche in letzter Zeit vervielfacht. Das immense Ansteigen der Studentenzahlen (innerhalb eines Jahrzehnts um das Doppelte) ohne ein entsprechendes Ansteigen der Dozentenzahlen haben ergeben, dass die Lehre heute für die meisten Dozenten viel mehr Zeit in Anspruch nimmt als früher.

Ebenso sind die Ansprüche der Wissenschaft gestiegen. Man vergegenwärtige sich nur, dass heute in der Welt rund alle drei Minuten ein neues medizinisches Werk veröffentlicht wird, um die Zeit ermassen zu können, die ein Dozent allein schon braucht, um sich nur über den Stand der Forschung zu informieren.

Die zeitlichen Ansprüche der Lehre lassen sich nicht umgehen. Selbstverständlich geben die Vor-

lesungen einem Dozenten nicht sehr viel mehr zu tun, ob nun 50 oder 500 Studenten zuhören. Die Zahl der zu begutachtenden Semesterarbeiten sowie der Dissertationen nimmt aber zu: Es gibt Ordinarien, die pro Semester über 20 Dissertationen zu begutachten haben! Ebenso lassen sich die zeitlichen Ansprüche der Informationen über den Stand der Forschung nicht umgehen. So steht die Zeit, die heute mehr und mehr durch diese Tätigkeiten benötigt wird, zur eigenen Betätigung in der Forschung nicht mehr zu Verfügung. Dass diese Forschung sich so auf die Dauer nicht mehr auf internationalem Niveau halten kann, ist klar: dass beispielsweise die Mediziner heute mehr und mehr von den Forschungsergebnissen aus Amerika abhängig sind, hat seinen Grund sicher nicht darin, dass unsere Dozenten weniger fähig sind als ihre amerikanischen Kollegen. Aber auch für einen Mediziner hat der Tag nur 24 Stunden!

Ein Ordinarius der medizinischen Fakultät übt nebeneinander vier Berufe aus: Er ist Professor seiner Studenten, er ist Arzt in seiner praktischen Tätigkeit, er ist Direktor seines Instituts (und als solcher Leiter der Institutsverwaltung), und er ist wissenschaftlicher Forscher. Die vermehrten Anforderungen der Lehrtätigkeit durch das Anwachsen der Studentenzahlen, die Vergrösserung seines Instituts lassen ihn nicht mehr genug Zeit finden, so viel für die Forschung zu tun, wie es gegeben wäre. Ähnlich ergeht es den Dozenten anderer Fakultäten.

... und administrative Arbeit

In der medizinischen Fakultät, in welcher sich diese Lage (durch das Hinzukommen der praktischen Tätigkeit als Arzt) besonders deutlich zeigt, wurde nun vieles unternommen, um die Dozenten vom Ballast der Verwaltungsaufgaben zu entlasten. Nicht so in den geisteswissenschaftlichen Richtungen. Ein Ordinarius der Fakultät phil. I benötigt einen Tag wöchentlich für administrative Arbeit. Seine Schreibarbeiten muss er selbst erledigen. (Dem Dozenten, den wir befragt haben, erledigt das - ohne Honorar - die Gattin.) Es existieren heute, 1965, noch Dozenten, die nachteilig beispielsweise die Begutachtung einer Habilitation tippen. Der Senatsausschuss der Universität hat nun kürzlich ein Kreditbegehren an den Regierungsrat gestellt, um den Dozenten die Möglichkeit zu geben, Schreibarbeiten durch ein Büro erledigen zu lassen. Das ist wohl das mindeste zur Linderung dieses Missstandes!

(Hier ist wohl ein Ansatzpunkt zu einer Revision der Hochschulorganisation. Man stelle sich einen Direktor eines kaufmännischen Betriebes vor, der seine Exposé selber tippt.)

Zum Kontakt mit Fachkollegen aus dem In- oder Ausland bleibt einem Dozenten ebenfalls höchstens die Zeit, die er sich sonst irgendwo stiehlt. (Durchschnitt der befragten Dozenten: 3-5 Tage pro Semester.)

Was macht ein Dozent von frühmorgens bis abends spät?

Die Auswertung der 15 Interviews zeigte eine überraschende Gleichheit der Arbeitsaufteilung der Dozenten aller Fakultäten (mit Ausnahme der Mediziner, bei welchen die praktische Tätigkeit einen grossen Anteil der Arbeit ausmacht). Wir haben versucht, ungefähr zusammenzustellen, wieviel Zeit ein Ordinarius für welche Tätigkeiten braucht. Diese Durchschnittswerte sind mit Vorbehalt zu betrachten, Differenzen sind natürlich von Dozent zu Dozent und von Fach zu Fach vorhan-

den. Trotzdem: Diese Zusammenstellung von Durchschnittswerten, so unvollständig die Unterlagen sind und so problemreich überhaupt das Aufstellen von Durchschnittswerten hier ist, zeigt doch die Situation deutlich genug - auch wenn man annimmt, dass für viele Dozenten eine andere Arbeitsaufteilung gelten würde. Schon die Tatsache, dass es überhaupt Professoren gibt, für welche die folgenden Zahlen zutreffen, stimmt nachdenklich.

Für die Vorbereitung und das Abhalten der Vorlesungen, Übungen oder Seminare brauchten die Befragten etwa 23%, für die Beschäftigung mit Arbeiten von Studenten etwa 17%, für die Begutachtung von Dissertationen etwa 8%, für die Information über den Stand ihrer Wissenschaft etwa 12%, für eigene wissenschaftliche Forschung etwa 20%, für administrative Arbeit etwa 17%, für anderes (offizielle Anlässe, Kontakt mit Fachkollegen usw.) etwa 3% ihrer Arbeitszeit, die 60-80 Stunden pro Woche beträgt.

Die ausserordentlichen Professoren sowie die Privatdozenten haben mehr Zeit für die rein wissenschaftliche Tätigkeit, soweit sie weniger Vorlesungen und Übungen abzuhalten haben. In den Semesterferien verschiebt sich das Bild ebenfalls zugunsten der wissenschaftlichen Tätigkeit.

Es scheint nun auf der Hand zu liegen, wie in der Zukunft diese Situation etwas verbessert werden könnte: durch eine starke Vermehrung der Stellen für weitere Lehrkräfte, vom Assistenten über den Assistenzprofessor bis zum Ordinarien. (Der Labhardt-Bericht nennt hier genau Zahlen.)

Aber auch hier sind die Probleme noch nicht gelöst durch mehr Geld für mehr Lehrkräfte (und entsprechen hier genau Zahlen.) Es ist zum Beispiel eine aus vielen Erfahrungen bestätigte Tatsache, dass ein bestimmter wissenschaftlicher Zweig, für dessen Lehre mehrere Ordinarien verantwortlich sind und in welchem eine grosse Zahl von weiteren Lehrkräften Vorlesungen abgehalten, unter den Studierenden bald nicht mehr geschätzt wird. (Dieses Problem stellt sich natürlich von Zweig zu Zweig anders, die Einschränkung muss aber trotzdem gemacht werden.) Kurz: Mammuthochschulen sind kaum von gutem.

(Die Schwierigkeiten, welche die nun notwendige Erneuerung von mehr Lehrkräften bieten, sind ebenfalls gross, doch kann hier nicht näher darauf eingegangen werden.)

Es drängt sich darum eine vermehrte Anwendung des sog. »Sabbatical year« für die Dozenten auf. Diese Institution, die es einem durch den geschätzten Arbeitsanfall überlasteten Professor gestattet, alle 6 Jahre sich ein Jahr von seinen Verpflichtungen an der Hochschule zu entbinden, um sich ganz seiner Wissenschaft widmen zu können, ist zwar in Zürich schon z. T. vorhanden: Nach einer Eingabe an den Regierungsrat wird der Dozent für ein oder zwei Semester beurlaubt. Viele Dozenten haben jedoch nicht den Mitarbeiterstatus, der ihnen gestattet, dies zu tun.

Zum Schluss noch einige Sätze eines der befragten Dozenten, welche einen weiteren Punkt zur Sprache bringen, der zu denken geben sollte:

Besonders nachteilig (persönlich und wissenschaftlich) empfinde ich das Fehlen eigentlicher Muse für nicht unmittelbar »zweckgebundene« Lektüre oder sonstige »freie« Arbeit. Der stetige Zwang, auf unmittelbar greifbar werdenden wissenschaftlichen oder pädagogischen »Nutzeffekte« hin zu arbeiten, wirkt sich auf die Dauer für die geistige Gesundheit sehr gefährdend aus, da keine Reserven mehr gebildet werden können. Mehr Zeit für fruchtbare Muse wäre das, was ich mir für eine Professorenexistenz (im Interesse aller Beteiligten) wünschen würde.

desto spannender wird die Frage: Was werden wir in unseren Entwürfen aufnehmen? Wir müssen unsere Gegenwart als eine Zeit der Vorbereitung verstehen lernen. Das klassische historische Interesse, das das 19. Jahrhundert bewegte und das von ihm gelehrt wurde, ebnet sich aus. Heute sprechen die Quellen alle gleich intensiv. Der Doktorand darf sich das Jahrhundert aussuchen. Kein Reich ist mit der Interpretation historischer Urkunden zu gründen, keine Nation und kein Bündnis suchen ihre Rechtfertigung im Dokument. Der Geschichtsunterricht ist apolitisch geworden; was er an Weisheit gewonnen hat, er an Leidenschaft verloren. (Auch dem Osten wird es nicht besser gehen.)

Doch kann das so gut Ende wie Vorspiel sein. Die historische Geröllhalde mit Taten, Figuren und Gedanken liegt da, wartet. Was wir heute Geschichte heissen, wird morgen ganz anders aussehen. Fakten, Worte, Gedanken, die jetzt im bescheiden Fall Fussnoten zu Dissertationen abgeben oder an Orten liegen, die noch nicht den Rang historischen Archive gewonnen haben, werden zu sprechen beginnen: schattigerer Striche, die wir in zukünftige Entwürfe einfügen, um ihnen Tiefe zu geben. Wenn man sich diese Neugierde des Zuschauers bewahrt, muss das Alterwerden spannend sein.

Schule und Staatsverfassung

Geschichte als Versuch, sich über die Gegenwart Klarheit zu verschaffen: Unsere Geschichtslosigkeit zeigt, wie unbekannt uns die Gegenwart ist. Wir haben Mühe herauszufinden, an welchen Punkten die Entscheidungen fallen, wo die Weichen gestellt werden. Pestalozzi sagte: in der Schule. Er war nicht der einzige. Der rund dreissig Jahre ältere Helvetius hatte die gleiche Meinung: »Die Kunst, Menschen zu bilden, ist in jedem Land so eng mit der Regierungsform verbunden, dass es nicht möglich ist, im Erziehungswesen eine wesentliche Aenderung durchzuführen, ohne zugleich auch die Staatsverfassung selber zu ändern.«

Ist heute die Schule noch dieser entscheidende, primäre, andern Gebieten übergeordnete Bereich? Oder ist der ökonomische, der von der Wirtschaft verwaltete Bereich, den zu sichten uns bisher nicht gelungen ist? Dem die Tiefe und Perspektive schaffenden geschichtlichen Referenzen noch weitgehend, wenn nicht völlig fehlen? (Schon Herbert Lüthi bemerkt in seinem Buch über la Banque protestante en France: »Übrigens sind die Aussagen über das wirtschaftliche Leben fast immer um ein halbes Jahrhundert im Verzug zur Gegenwart.«) Oder ist es ein planender, neue Bezüge und Strukturen schaffender Bereich, in dem

von verschiedensten Seiten das Aufstellen von Gesamtrechnungen versucht wird: Städtebau, Verkehr, Energie, Bevölkerungsentwicklung, Gesetzgebung?

Wo fallen die Entscheidungen?

Aber auch das Gegenteil, ein Prozess auf der Ebene einer übergeordneten Instanz ist denkbar, nämlich dass es solche Knoten, Kernpunkte, Räume, in denen die Entscheidungen fallen und Entwicklungen präjudiziert werden, überhaupt nicht mehr sichtbar geben wird. Dass die Welt, wo immer man sie erfährt oder in die Hände nimmt, gleich aktuell sein wird. Ist dann so etwas wie Geschichte, deren Aufgabe darin besteht, solche Nervenstränge sichtbar zu machen, noch denkbar? Oder wird sie bleiben, was sie heute ist: eine von keinem Punkt mehr zu überblickende Bestandaufnahme, die sich fortsetzt, weil die Welt sich fortsetzt?

Wir können nicht einmal acht Jahre vorausblicken

In einer französischen Zeitung, einer Nummer von Le Monde, die ein unbekannter Abteilungsleiter in der Eisenbahn auf der anderen Bank liegen

Fortsetzung Seite 11

Markus Kutter

Sachen und Privatsachen

Notizen aus dem Standort Schweiz



Copyright by Walter-Verlag, Olten

Geschichte liefert Material für Entwürfe

Geistesgeschichte wird nur in der Aufnahme des Gesagten und Gedachten in den eigenen Entwurf aktuell. Diese Aufnahme ist ohne Interpretation und also Auswahl unmöglich. Je umfassender, gleichmässiger, durchgehender die geistesgeschichtlichen Quellen verfügbar gemacht sind,

Bibliothek der ETH

Merkblätter für die Bibliotheksbenützung

Die Bibliothek der ETH ist eine der grössten technischen Bibliotheken der Welt. Ihr Bestand überschreitet gegenwärtig die Zahl von 700 000 Bänden und Broschüren und von 3 Millionen Patentschriften. Regelmässig laufen die neuesten Nummern von rund 4500 Zeitschriften ein. Jährlich werden rund 120 000 Bücher ausgeliehen, darunter 30 000 durch die Post.

Der Lesesaal

(Geöffnet 8 bis 22, samstags bis 17 Uhr)

Im Lesesaal einer frei zugänglichen Handbibliothek, sind 7000 Bände aufgestellt, die nach Sachgebieten geordnet sind. Die Aufstellung ist anhand eines Grundrisschemas, das auf dem Katalog (linkerhand des Eingang) steht, ersichtlich. Von den wichtigsten der rund 4500 Zeitschriften liegen die neuesten Nummern im Lesesaal auf. Aeltere Nummern des laufenden Jahres können am Zeitschriftenschalter bezogen werden. Frühere Jahrgänge in gebundener Form werden am Lesesaal-schalter bestellt, wo auch Bücher aus dem Magazin bezogen werden können. (Auskünfte erteilt die Lesesaalaufsicht.)

Zur Information über den Bestand des Lesesaals an Büchern und Zeitschriften dienen zwei Kataloge, die in Karteiform angeordnet sind. Der *Bücherkatalog* ist linkerhand des Haupteingangs aufgestellt. Der *Zeitschriftenkatalog* befindet sich in der Mitte der Fensterwand unter der Uhr.

Die aufliegende Literatur des Lesesaals kann ohne weitere Formalitäten eingesehen werden. Lediglich wer Bücher oder Zeitschriften am Schalter beziehen will, bedarf einer Legitimations- oder Benützerkarte.

Der Katalogsaal

Der Katalogsaal bildet den Vorrang der Bibliothek. Der Besucher kann sich hier anhand der Kataloge über die vorhandene Literatur (Werke und Zeitschriften) orientieren und einzelne Werke oder Zeitschriften am Schalter bestellen. (Wer nähere Auskunft wünscht, meldet sich am Informationsschalter rechts.) - Es gibt prinzipiell zwei Kataloge. Der eine verzeichnet das gesamte Literaturgut der Bibliothek (und einzelner Institute, die zur ETH gehören) in alphabetischer Ordnung nach Autoren. Auch die Zeitschriften und Serien sowie Werke, die unter ihrem Titel aufgeführt sind, wird man hier vorfinden. Der andere Katalog führt die vorhandene Literatur nach sachlichen Gesichtspunkten auf, nämlich nach sogenannten Schlagwörtern, wie sie etwa einem Lexikon entsprechen. Die einzelnen Schlagwörter sind nach formalen, chronologischen, geographi-

schon und realen Ordnungsprinzipien unterteilt, so dass die Artikel sehr übersichtlich gehalten werden. Die Katalogkarten jedes Artikels sind chronologisch nach Erscheinungsjahr der Werke geordnet. Die neuesten Bücher wird man stets zuvorderst finden.

Rechts oben auf den Katalogkarten sind die Standortnummern der Bücher und Zeitschriften angebracht. Für die Bestellung ist ihre genaue und vollständige Wiedergabe wichtig. Auch Bezeichnungen, wie »Per.« (= Periodicum), Schlussbuchstaben, wie H (= Hochschulschrift), allfällige Bandzahlen oder Jahresdaten, die bei der Signatur aufgeführt sind, müssen berücksichtigt werden.

Hat man ein bestimmtes Buch oder eine Zeitschrift eruiert, so kann man diese Literatur am Schalter bestellen. (Für die Lesesaalbenützung ist ein blauer, für die Heimbenützung ein weisser Bestellzettel auszufüllen.) Die Bestellzettel sind in den Einwurf neben dem Schalter zu geben. Ist der Band nicht bereits anderweitig verliehen, so kann er gegen eine zusätzlich auszufüllende Quittung nach Hause genommen werden. Für die Lesesaalbenützung bedarf es keiner weiteren Formalitäten mehr. Anderweitig verliehene Bände können reserviert werden.

Der Literaturnachweis

(Raum 13 e, geöffnet 9 bis 12 und 14 bis 17 Uhr)

Die aktuellste Literatur erscheint in den Zeitschriften. Viele Unterlagen sind überhaupt nur in Artikelform vorhanden. Es ist deshalb unabdingbar, sich für eingehendere Probleme oder Spezialfragen in der Zeitschriftenliteratur umzusehen. Diesem Zweck dient der Literaturnachweis. Dieser Sonderdienst der Bibliothek erfasst die wichtigeren Zeitschriftenartikel und erteilt darüber Auskunft. Die einzelnen Zeitschriftenartikel sind katalogmässig in Karteiform notiert. Der Interessent wird sich anhand dieser Karteikarten, die ihm zur Einsicht zur Verfügung gestellt werden, die ihn ansprechenden Zeitschriften (Titel, Jahrgang, Band, Heftnummer, Seite, Standortnummer der Zeitschrift) notieren. Diese Zeitschriften können anschliessend am Schalter bestellt werden. (Der Literaturnachweis hält auch Artikel fest, die in Zeitschriften erschienen sind, welche nicht zum Bestand der ETH-Bibliothek gehören. Solche Zeitschriften können am Ausleiherschalter ebenfalls bestellt werden. Sie werden vom interurbanen und internationalen Ausleihdienst zur Verfügung gestellt.)

Der Literaturnachweis informiert übrigens nicht nur über Zeitschriftenliteratur, sondern ist auch in

der Lage, die Buchbestände der ETH-Bibliothek in systematischer Ordnung vorzulegen. Die älteren Buchbestände sind nur auf diese Weise systematisch erfassbar, da der Schlagwortkatalog im Katalogsaal erst vor wenigen Jahren aufgebaut worden ist und vornehmlich die neuere Literatur enthält.

Photokopien, Mikrofilme und Caps-Reproduktionen

Die Bibliothek der ETH verfügt über eine eigene Photoabteilung, die vom Lesesaal aus zugänglich ist. Diese stellt aus Büchern und Zeitschriften des eigenen Bestandes oder aus Publikationen, die von auswärts bestellt wurden, Kopien her. Nachfolgend seien Ausführungsart und Preise beschrieben:

Photokopien. Es handelt sich dabei um haltbare Kopien auf Halbkarton, die sehr gut lesbar sind und auf denen auch Halböne (Bildvorlagen) gut wiedergegeben werden. Vergrößerungen und Verkleinerungen gegenüber der Originalvorlage sind möglich. Die Originalvorlage darf eine Grösse bis zum Format A 3 haben. Beziehbare sind die Formate A 4 (Fr. -30) und A 5 (Fr. -30).

Mikrofilme. Auf Bestellung hin können aus Büchern und Zeitschriften Mikrofilme (Streifen und Rollen) hergestellt werden. Die einzelne Aufnahme ist 34 mm breit und kostet Fr. -10.

Caps-Reproduktionen. Sie sind im Gegensatz zu den hochqualifizierten Photokopien auf die Dauer nicht haltbar. Sie bestehen aus dünnerem Papier, und Halböne können nur schlecht wiedergegeben werden. Der Druck ist blau auf weissem Grund. Es können drei Formate bezogen werden: A 3 (Fr. -30), A 4 (Fr. -30) und A 5 (Fr. -10).

Die Vorlagen für Mikrofilme und Caps-Reproduktionen dürfen eine Grösse bis zum Format A 2 haben.

Die Bibliothek macht darauf aufmerksam, dass jegliche Reproduktion nur für wissenschaftliche und Studienzwecke bestimmt ist und nur zu persönlichem Gebrauch abgegeben wird.

Der Chef des Benützungsdienstes
Dr. G. Zimmermann

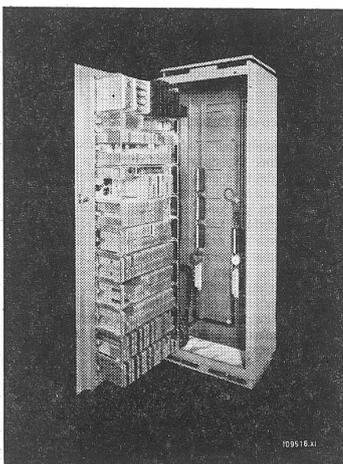
Die im ersten Stock der Universität neben der Haupttreppe aufgestellten Möbel wurden, seit sie aufgestellt worden sind, miserabel behandelt. Falls das so weitergeht, werden in Kürze harte Holzstühle hingestellt. Die Studenten sind also - um ihrer eigenen Bequemlichkeit willen - gebeten, diesen Sesseln Sorge zu tragen.



Combustio spontanea

Die Gräfin Cornelia Bandi, im 62sten Jahre, sonst wohl und gesund, wurde des Abends (im J. 1731), da sie über Trägheit in den Gliedern klagte, zu Bett gebracht. Sie unterhielt sich noch 3 Stunden mit ihrem Mädchen. Dieses verliess die Gräfin, als sie eingeschlafen war, und verschloss das Zimmer. Am folgenden Morgen erblickte das Mädchen mit Entsetzen 4 Fuss von dem Bett einen Haufen Asche und in derselben die beiden vom Fusse bis an die Knie unversehrten Beine der Gräfin mit angezogenen Strümpfen. Zwischen den Beinen lag der Kopf, von dem das Gehirn, der halbe Hinterkopf und das ganze Kinn verbrannt waren. Unter der Asche befanden sich drei schwarz versengte Finger. Der übrige Körper war gänzlich in Asche verwandelt. Diese liess in der Hand eine heftig stinkende Feuchtigkeit zurück. Die kleine Zimmer war mit Russ angefüllt und man aber nicht darin. Von zwei Lichtern war der Talg weggeschmolzen und verschwunden, nur der Docht noch übrig. Etwas Feuchtigkeit lag am Fuss der Leuchter. Am Bett bemerkte man keine andere Veränderung, als dass die Decke auf- und zurückgeschlagen war, gerade als wenn sich jemand hätte hineinlegen wollen oder eben aufgestanden wäre. Alles Bettzeug und Gerät war mit Feuchtigkeit und einem aschgrauen Russ beschmutzt. Dieser drang auch in die Schränke und färbte das Leinwand. Er hatte sich sogar in der benachbarten Küche an die Wände und Gefässe gelegt. Ein Stück Brot, das mit dem Russ überzogen war, wurde Hundes Angenoten, die es aber nicht frassen. Auch in andere Gemächer des Hauses hatte sich der Dampf verbreitet, und im oberen Zimmer bemerkte man eine fettige stinkende gelbe Flüssigkeit an den Fenstern herabtriefen. Den üblen Geruch konnte man in der ganzen Wohnung empfinden, und auf dem Boden des Orts, wo das Ereignis vorfiel, lag eine klebrige Feuchtigkeit so stark, dass sie sich nur schwer wegbringen liess.

J. H. Kopp: *Ausführliche Darstellung der Combustio spontanea, Frankfurt 1811, in »Schweizerische Monatshefte, Dezember 1964.*



Für aufgeschlossene, junge

Akademiker

bieten wir in unseren Laboratorien, Konstruktionsbüros, in den Fabriken oder im Verkauf unserer thermischen und elektrischen Maschinen und Apparate ein weites, interessantes Betätigungsfeld mit grossen Entfaltungsmöglichkeiten



AG. Brown, Boveri & Cie., Baden



CAS-645d

«Coca-Cola» für fröhliche Menschen!

Wo fröhliche Leute zusammenkommen, da ist «Coca-Cola» ein gern gesehener Gast. Köstlich prickelndes «Coca-Cola» erfrischt so herrlich. Es ist das Lieblingsgetränk aller, die jung sind und jung bleiben wollen.



Refresca AG Zürich
Konzessionierter Fabrikant für die Rayons Zürich und St. Gallen

Nun ist es also doch noch wahr geworden! Dass nämlich im Galerie-Rahmen nach all den Visagen studentischer Beamteter und Ex-Beamteter einmal ein hübsches Gesicht zu Ehren kommen darf, und zwar nicht nur indem wir uns gewunden darum herum formulieren (»es wäre schön gewesen, euch ein schönes Bild zu zeigen, aber leider eben »veto« und so weiter), sondern tatsächlich! Also:



Das ist Elke

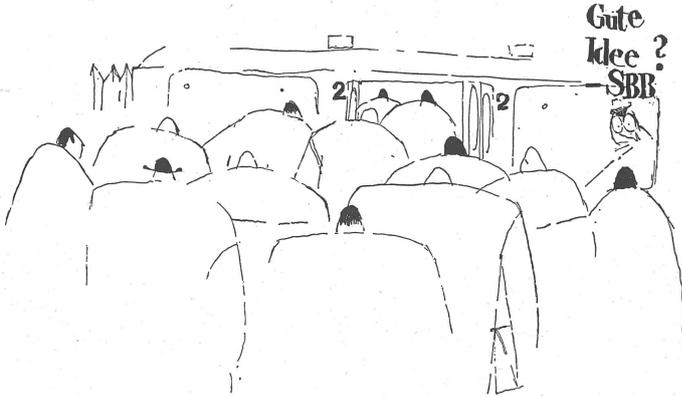
Sie ist energisch (aber nicht nur energisch); sie liebt die Ordnung (aber nicht nur die Ordnung); sie ist eine »Frau der Tat« (aber nicht nur der Tat). - Elke ging eines Abends vor ungefähr einem Jahr in einen Studentenklub namens »Schlüsseloch«, sass dort auf einer rohen Bierkiste, die Füsse auf dem noch roheren Betonboden, und brachte von jener ein paar Fallmaschen, von diesem einen Schnupfen als Andenken nach Hause. Insofern unterschied sie sich von der damaligen Normalbesucherin nicht, wohl aber insofern, als sie es nicht dabei bewenden liess, sich zu sagen: »So gar gemütlich ist es da unten aber nicht und kühl obendrein«, sondern ein zweites Mal erschien und sagte: »Man muss da ein paar Sachen anders machen; einmal etwas frisch streichen, ein paar anständige Stühle herein und einen Pavatex auf den Beton!« Und vor allem sagte sie nicht nur: »Man müsste und sollte das«, sondern auch: »Ich werde dafür sorgen!« - Und dann sorgte sie; zeichnete einen Plan, stellte einen Voranschlag auf, beschaffte Baumaterial, befehligte eine nicht allzu disziplinierte und vor allem mehr rede- als arbeitsfreudige Bauhandlanger-schaft und scheute sich selber am wenigsten, schmutzige Hände zu bekommen. Und jetzt lässt sich an dem Ort wieder trinken und plauschen und tanzen, ohne dass man ein Paar Strümpfe oder Hosen opfern und vier Pullover übereinander anziehen muss; und jetzt, nach getaner Arbeit, strömen die Herren und Damen Studenten wieder freudig ins besagte Lokal. - Elke ist also diejenige, die einen Studentenklub, statt ihn klug und scharfsinnig dem Ende entgegenreden zu helfen, wieder auf die Beine gestellt hat! Selbstverständlich ist sie, die da zum Wohle der Studenten einen Klub vor dem sonst unvermeidlichen Schicksal zürcherischer Klubs gerettet hat, weder Schweizerin noch Studentin ... schli

die koch nische

Riz Colonial

- Für 4 Personen
300 g Reis
400 g geschneitztes Kalbfleisch
100 g Fisch, gewürfelt, am besten billiger Meerfisch
ca. 5 Kirschen
ca. 5 Ananasscheiben
3 Bananen
einige Mandeln

Der Reis wird in viel kochendes, gesalzenes Wasser gegeben und wie Teigwaren gekocht; dann abtropfen lassen. Unterdessen braten wir das Kalbfleisch und die Fischwürfel; die in Würfel geschnittenen Ananasscheiben und Bananen sowie die Mandelsplittchen werden in Butter gebraten; mit diesen Zutaten und den Kirschen wird der Reis garniert. Zu diesem Gericht servieren wir in separatem Schüsselchen eine Currysauce. Lukullus



Schlechte Ideen von der SBB

Mancher Schweizer ist stolz auf unsere SBB. Sie gehören zu den wenigen Staatsbahnen, die jeweils einen Ueberschuss zu präsentieren haben. In England gehen die Defizite der Bahnen in die Millionen, in Deutschland engagieren sich Politiker für stillzuliegende Linien, in Frankreich werden die Züge häufig bestreikt, und in Italien sind sie selten pünktlich. Unsere SBB hingegen, wahrlich erfreulich, erfreulich, echte Schweizer Qualität.

Ich möchte ihre Vorzüge nicht schmälern, jedoch werden sie durch verschiedene Umstände wie die geographische Lage (Transitverkehr) oder unsere noch immer schlechten Strassen sehr begünstigt.

Um weiterhin zu rentieren, wurden nun die Fahrpreise erhöht, und zwar beträchtlich. Die Schweizer mit ihrer so viel gerühmten staatspolitischen Vernunft haben es zur Kenntnis genommen und beinahe widerspruchslos geschluckt. Denn sie sehen ein, dass der Aufwand für die Bahnen ohnehin gedeckt werden muss, sei es durch die höheren Fahrpreise oder durch Steuer-gelder, was letzten Endes auf das gleiche herauskommt. Und jenen, die diesen elementaren Zusammenhang nicht erkennen, ist es vielleicht gleichgültig, ob sie sind schon so an die stettige Teuerung gewöhnt, dass ihnen diese recht spektakuläre Preiserhöhung nicht weiter auffiel, hat man doch erst letztes Jahr ein Jubiläum gefeiert, als der Index 200 Punkte erreichte.

Alle sind indessen nicht zufrieden und protestieren; das war zu erwarten und wundert niemand. Zu ihnen gehören die Studenten. Nur nützt es nichts, denn verbale Proteste waren schon immer wirkungslos. Und zu anderen Aktionen ist der Schweizer Student nicht zu haben. Eine löbliche Ausnahme in dieser Hinsicht bildet die Studentenschaft der Universität Basel, die zur Selbsthilfe griff, als die versprochenen Mensprojekte von den Behörden weiterhin hintertrieben wurden. Ueber den Fortgang jener Aktion wird in diesem Blatt berichtet.

Es liegen nun verschiedene Meinungsäusserungen vor. VSS und VSETH haben Briefe geschrieben. Der Pressedienst der SBB hat geantwortet. Es geht dabei vor allem um die Aufhebung der Erstklassabonnemente für Studenten und Schüler. Mit der generellen Preiserhöhung finden sich die Studenten wohl oder übel ab, obwohl es seltsam ist, dass der Bund, der einerseits Konjunkturmassnahmen propagiert, andererseits die inflationären Tendenzen durch diesen erheblichen Preisaufschlag fördert.

Ausgesprochen bedauerlich hingegen ist es für jene soundso vielen Kommilitonen, die mangels Unterkunft in unseren Universitätsstädten täglich längere Strecken fahren müssen. Bisher konnten sie diese Zeit in der 1. Klasse einigermaßen ausnützen. Nun wird sie für viele verloren sein, da sich sicher wenige ein reguläres und viel teureres Erstklassabonnement leisten werden oder können. Ich zitiere eine Stellungnahme der SBB zu dieser Frage:

»Besonders im Einzugsgebiet von Zürich vermag das Platzangebot in der 1. Klasse den zunehmenden Bedürfnissen nicht mehr zu genügen. In den zahlreichen Klagen anderer Abonnenten wird zu-

dem am oft störenden und unangenehmen Verhalten gewisser jugendlicher Erstklassbenützer Anstoss genommen, zu denen auch solche gehören sollen, die dem schulpflichtigen Alter längst entwachsen sind. In der Kritik wird darauf hingewiesen, dass diese Erstklassjugend prinzipiell sitzen bleibe, wenn in stark besetzten Wagen ältere Personen stehen müssen. Zu diesen Tatsachen kommt, dass der ausgeprägte soziale Charakter der Fahrvergünstigung der Schüler- und Lehrlingsabonnemente allein schon die Beschränkung der Ausgabe auf die zweite Klasse rechtfertigt. Eine im Rahmen des internationalen Eisenbahnverbandes tätige Kommission zur Vereinheitlichung der Eisenbahntarife kam zur Empfehlung, dass Schülerabonnemente grundsätzlich nur für die zweite Klasse auszugeben seien. In Briefen und Zeitungsartikeln wurde seit Jahren unter Berufung auf die soziale Ermässigung die Abschaffung der Schüler- und Lehrlingsabonnemente 1. Klasse gefordert. Bei dieser Aufhebung sind die Bahnen der Meinung, dass es sich durchaus angenehm arbeiten lasse in der 2. Klasse.«

Dazu ist zu sagen, dass es nicht um den Vorratsverkehr geht, sondern um die längeren Strecken, beispielsweise von Luzern nach Zürich. Und dann das Stichwort »Soziale Ermässigung«. Es scheint in den Köpfen der übrigen Bahnbenützer herumsprechen, jener Leute, die sich so ärgern, wenn Studenten, Schüler und Lehrlinge die 1. Klasse benutzen. Man vergisst dabei wieder einmal, dass diese jungen Leute auf vorzeitige finanzielle Emanzipation verzichten, um eine höhere Bildung oder Ausbildung zu erwerben, dass eben diese Leute unerlässlich sind für das weitere wirtschaftliche Wohlergehen unseres Landes, von dem ja auch die Bahnen prosperieren.

Ganz abgesehen davon, dass auch Schüler und Lehrlinge einen Mehrpreis für die 1. Klasse bezahlen, was ebenfalls Mehreinnahmen für die Bahnen bedeutet. Der zitierte »ausgeprägte soziale Charakter« ist deshalb bemühend. Ganz undskutabel ist eine andere Begründung von seiten der SBB, die ich irgendwo, leider weiss ich nicht mehr wo, gelesen habe, nämlich dass dieses Problem nur ein kleiner Aspekt der studentischen Nöte sei und deshalb unwesentlich.

Als Zückerchen bieten die SBB die Aufhebung der Erwerbsklausel, so dass jetzt also auch Studenten mit Nebenverdienst legal ein billiges Abonnement beziehen können sowie ein neues Abonnement der Serie 28 (5 Fahrten innert 3 Monaten).

Trotz dieser studentischen Proteste wird sich sicher nichts ändern, das Gegenteil wäre allzu erstaunlich. Geradezu naiv muten die Schlussätze der Stellungnahme von Jacques Forster, dem vormaligen VSS-Präsidenten, an, der im »Berner Studenten« schrieb: »Hätten es die SBB für nötig gehalten, den VSS um seine Meinung zu fragen, wären nicht Massnahmen ergriffen worden, die gegen die Studenten gerichtet sind. Wir hoffen, dass die SBB in Zukunft das Gespräch mit den Studenten akzeptieren werden, was sicher zu einer besseren Verständigung und Wahrung der Interessen beider Seiten führen wird, vor allem aber jede Polemik vermeiden lässt.« Ja, hoffen wir es... BG



Grösste Sorgfalt in jeder Produktionsstufe

- Druckfertigmachen des Manuskriptes durch Spezialisten
• Nur erstklassige Maschinensetzer mit langjähriger Erfahrung in wissenschaftlichem Satz
• Ueberdimensionierte Korrekturabteilung: Vier Korrektorinnen auf sechs Maschinensetzer, deshalb hervorragend korrigierte Korrekturabzüge

erspart Ihnen viel unnötige Vorbereitungs- und Korrekturarbeit und macht uns weit und breit zur preiswertesten Spezialdruckerei für Dissertationen

VERLAG P. G. KELLER WINTERTHUR

Büro nur in Zürich-Witikon:

Im Brächli 15-17
051 34 96 66, 47 22 24 und 24 10 03

Ab Januar bis auf weiteres:

THEATER am HECHTPLATZ

Täglich 20.30 Uhr
ein Gaunermusical von Gmür, Suter, Moeckel



mit Ines Torelli, Margrit Rainer, Ruedi Walter, Paul Bühlmann, Jörg Schneider, Eduard Huber

Vorverkauf ab 15 Uhr, Tel. 34 32 34
Legi an der Abendkasse ab 19 Uhr
50% Ermässigung



FREIHOFFER
Buchhandlung für Medizin

Rämistrasse 37
Zürich 1

Tel. 47 92 22

Welche der berühmtesten
Filtermarken sollten Sie wählen?



In der KENT — mit dem MICRONITE FILTER!
— finden Sie ein vollendetes Gleichgewicht
zwischen Filterwirkung und mildem, auch
Ihnen zusagendem Aroma.

Ein guter Rat: Rauchen Sie **KENT**

Gestern, heute, morgen . . .

Der ist ein Narr, der tadeln will,
was ihm zu tun ist nicht zu viel;
Der ist ein Narr und ungeehrt,
Der jedes Ding zum Schlechten kehrt,
Der einen Lappen an alles hängt
Und nicht der eignen Gebrechen denkt.
Die Hand, die an der Wegscheid steht,
Zeigt einen Weg, den sie nicht geht,
Und wer im Auge den Balken hat,
Tu ihn heraus, er er gibt Rat:
»Bruder, hab acht, ich seh an dir
Ein Fäserlein, das missfällt mir!
Dem, der da lehrt, stehts übel an,
Wenn er sonst tadelst jedermann
Und selbst dem Laster nach doch geht,
Das ändern Leuten übel steht,
Und wenn er leiden muss den Spruch:
»Herr Arzt, für d i e h erst Heilung suchte
Aus Sebastian Brants »Narrenschiffe 1494

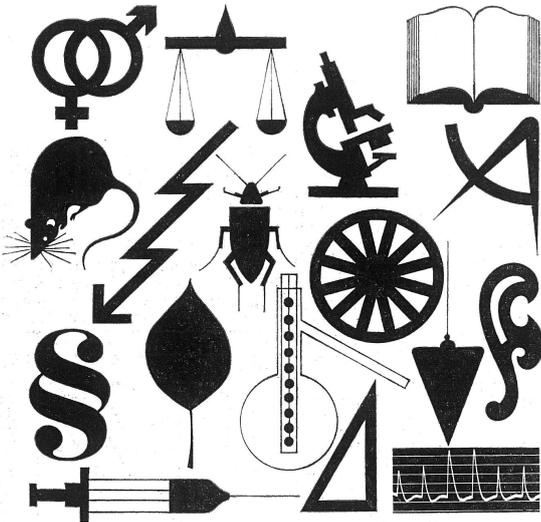
Solcherlei Weisheit haben sich zweifellos jene Zürcher zu Herzen genommen, welche einem Notruf unserer Kreispartei 7 folgend ein Zimmer mietweise zu mässigem Zins, ja in einzelnen Fällen sogar — man höre und staune — gratis einem Dozenten oder Studenten zur Verfügung stellten. An die 120 Zimmer konnten auf Grund dieser Aktion bereits vermittelt werden. Ein »Bravo« und ein »herzlicher Dank« diesen aufgeschlossenen Bürgern.

Auch in den Strassen und Gassen der hochschulnahen Kreise 6 und 8 soll demnächst der Ruf nach »Buden« und »Schlägen« unüberhörbar erschallen. Wer wollte nach den bisher guten Erfahrungen noch daran zweifeln, dass auch dort gar wenige Halter von Leer-Zimmern mit einer brantsschen Narrenkappe beehrt werden?

Das ist Begleitmusik zu der so viel beschriebenen und viel programmierten und postulierten schweizerischen Nachwuchsförderung! — Wollen Sie's vielleicht doch mit einem Studium in Zürich versuchen?



FREISINNIGE PARTEI
DES KANTONS ZÜRICH

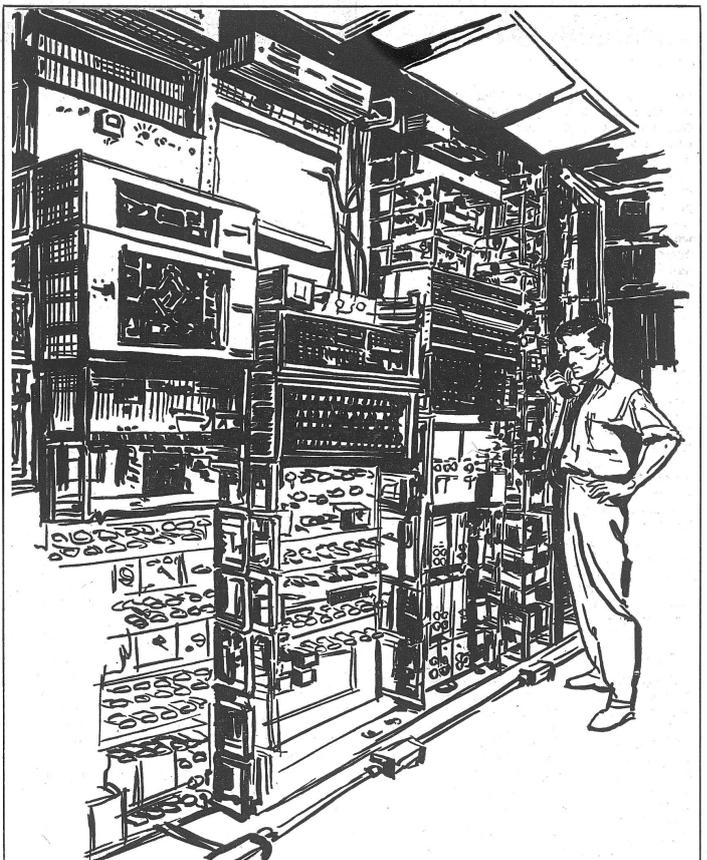


Etwa 80 verschiedene Berufe wirken bei der Schaffung eines neuen chemischen Produktes mit. Nicht nur der Chemiker, sondern eine grosse Arbeitsgemeinschaft steht ihm zu Gevatter. Allein in Forschung und Produktion beschäftigt die J.R. Geigy A.G. wissenschaftliche und technische Spezialisten aus zwei Dutzend Sparten. Neben den Chemikern aller Richtungen stehen Mediziner, Pharmazeuten, Apotheker, Biologen, Bakteriologen, Botaniker, Zoologen, Entomologen, Agronomen und Ingenieure mehrerer Disziplinen. Hinzu kommen Volkswirtschaftler, Betriebswirtschaftler und Juristen und weitere Leute mit Ideen, Sprachkenntnissen und Sinn für Team-work. Eine solche Arbeitsgemeinschaft gewährleistet auch für die Zukunft neue Spitzenprodukte auf den Gebieten der Pharmazeutik, der Farb- und Gerbstoffe, verschiedener Industriechemikalien und der Schädlingsbekämpfung.

J. R. Geigy A.G., Basel

Geigy

A18



Die ganze Nachrichten-Technik

durch

Standard Telephon und Radio AG.

Ein IFT-Unternehmen

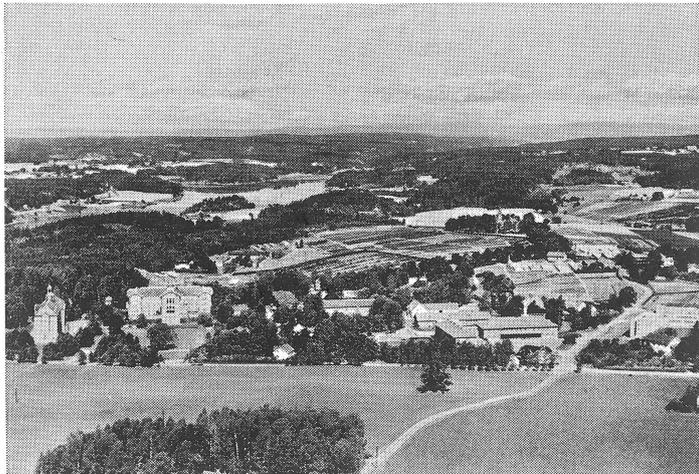
1776

die hochschule andere

Norges Landbrukshögskole

Fährt man auf der Hauptstrasse Nr. 1 von Schweden nach Oslo, so erblickt man etwa 40 km vor der Hauptstadt plötzlich in der Ferne die berühmte Holmenkollenschanze. Dann weiss man, dass man nun nach wenigen Minuten an der landwirtschaftlichen Hochschule Norwegens vorbeikommt. Und tatsächlich, in einer leicht gewellten, offenen Landschaft findet man inmitten eines Parks die Gebäude der Hochschule. Unverkennbar, Baustil Mitte letztes Jahrhundert: Backstein und Schnörkel. Wenn man nun aber anneh-

ist es möglich, das »Who's Who« von fast jedermann im Kopfe zu haben. An die Stelle der Couleurs tritt ein Kostüm, das an ganz speziellen Festtagen getragen wird. Diese Bekleidungen, die innerhalb einer Verbindung gleich sind, zeichnen sich durch eine grosse Originalität aus. So gibt es da Fräcke aus feinem Sacktuch mit rotseidener Revers und grossen roten Quasten, die als Knöpfe dienen, oder eine Verbindung hat schwarze Hosen und eine Art Pyjamakittel von genau definiertem Schnitt und Musterung als Festtagstracht. Wahr-



Ansicht der Hochschule

men sollte, dass hier auch Wissenschaft noch wie im letzten Jahrhundert betrieben werde, hat man sich sehr getäuscht. Modernste wissenschaftliche und manchmal originelle Methoden kommen hier zur Anwendung. So hat sich zum Beispiel ein Institut einen eigenen Computer gemietet, weil derjenige der Schule für seine Berechnungen ungeeignet ist. Da nun aber nur schon dessen Miete den gesamten Forschungskredit übersteigen würde, wird er an weitere Interessenten untervermietet. Dabei schaut noch ein Gewinn heraus, der natürlich wieder eine Erweiterung des Forschungsprogrammes erlaubt. Ähnliche Prinzipien werden bei den Schlachtieren dieses Institutes angewandt.

Doch hinter den älteren Gebäuden sind verschiedene moderne, grosszügig konzipierte Erweiterungsbauten vorhanden: dies war also der Ort, wo ich vier Monate arbeiten sollte. Nach einem aus verschiedenen Gründen anstrengenden Semester in Zürich wollte ich eine etwas geruhsamere Zeit verbringen. Doch das erwies sich als bald als unmöglich. Auf dem Büro, wo ich die verschiedenen Ankunftsformalitäten erledigen wollte, wurde ich gleich zu einer Party eingeladen. Und so sollte es während fast meines ganzen Aufenthaltes bleiben. Kontaktprobleme gab es nie. Man wurde einfach überallhin mitgenommen, auch gänzlich unbekannterweise. Wenn man sich etwas Mühe nimmt, schnappt man bald einmal einige Brocken Norwegisch auf. Man hat aber einige Mühe, die Sprache zu lernen, nicht etwa, weil sie so kompliziert wäre, sondern weil wirklich jedermann Englisch oder Deutsch versteht und auch spricht.

Die grosse Familie

Begünstigt durch die Abgeschlossenheit der Hochschule an der frischen Luft, wie sie einmal bezeichnet wurde, oder 10 km vom nächsten Kino entfernt, hat sich eine grosse Studentenfamilie gebildet. Dies ist die Bezeichnung, die die Studenten für ihr Verhältnis untereinander verwenden. Dies kommt daher, weil von wenigen Ausnahmen abgesehen, alle Studenten an der Hochschule selbst wohnen. Die Studentenschaft verwaltet die Studentenhäuser und vermietet die Zimmer. Dadurch ergibt sich ein gesellschaftliches Leben von unerhörtem Ausmass. Dies ist denn aber auch eine der wenigen Möglichkeiten, die Freizeit zu verbringen, da kulturelle Möglichkeiten, wie sie in einer Stadt geboten sind, weitgehend fehlen. So erhielt ich einmal folgendes zur Antwort auf die Frage, was denn von den Studenten eigentlich an Sonntagen getan werde: they sleep, write a letter or do nothing.

Ein nicht unbedeutender Teil des gesellschaftlichen Lebens verdammt man den Studentenverbindungen. Zwar werden keine Couleurs getragen, aber dies ist auch nicht nötig, denn bei einem durchschnittlichen Bestand von nur 330 Studenten

haft diabolische Erscheinungen, aus denen der studentische Ulk schalkhaft lacht. Ueberhaupt spielt der Ulk eine bedeutende Rolle. Dadurch und durch die vielen Feste, die da »natürlicherweise« zu feiern sind, ist immer ausreichend für Gesprächsstoff gesorgt, denn es passieren da die unmöglichsten Dinge. So soll es vorgekommen sein, dass nach einer durchzechten Nacht einmal ein Student zwar keine Schuhe mehr hatte, dafür mehr Geld besass als am Abend zuvor. Später fand er seine Schuhe per Zufall mitten auf dem Fussballplatz. Wie es so weit kam, konnte er sich nicht erinnern.

Solche Vorkommnisse werden natürlich dadurch gefördert, dass die Studentenschaft die Erlaubnis besitzt, im Studentenheim Alkohol auszuschenken. Davon wird auch heftiger Gebrauch gemacht, sofern man es nicht vorzieht, selbstgebranntes Bier zu trinken.

Samfunnet

An der landwirtschaftlichen Hochschule in Aas besteht nebst den »Studentsamskipnaden«, was etwa dem VSETH entsprechen würde, ein spezieller Verband, dem die meisten Studenten angehören, der sich ausschliesslich und sehr erfolgreich mit der Organisation von gesellschaftlichen und kulturellen Anlässen beschäftigt. Dieser Verband besitzt auf dem Hochschulgelände ein eigenes Gebäude. Darin sind ein Restaurant, ein Bierkeller, Bodega genannt, ein Theatersaal nebst einer Turnhalle und einem Lesesaal mit einer Bibliothek mit belletristischer Literatur untergebracht. Restaurant und Lesesaal sind täglich zugänglich, die andern Räume nach Bedarf.

Hier findet auch jedes zweite Jahr die »Studentuka« statt, die sogenannte Studentenwoche. Dieses riesige Fest, das während vier Wochen jeweils über das Wochenende stattfindet, ist der absolute Höhepunkt im Hochschulleben. Während der »Woche« hat man tatsächlich alle Möglichkeiten, sich zu vergnügen: vom Schiessbudenbetrieb über Ball und Champagnerfrühstück bis zum Bierkeller. Nur die Möglichkeit zu schlafen ist einem genommen, denn es kommt hier und da vor, dass man 36 Stunden ohne Unterbruch unabkemmlich ist. Dass dies natürlich den Zusammenhang unter den Studenten weiter fördert, ist ganz offensichtlich. Ueberhaupt ist das Empfinden und Denken des einzelnen für seine Hochschule in Aas viel stärker ausgeprägt als bei uns. Dies wird z. B. auch dadurch schon beim Eintritt systematisch gefördert, dass nach der Immatrikulationsrede des Rektors ein offizielles Bankett und anschliessend ein grosser Ball stattfinden.

Das wichtigste Element in der ganzen Uka ist aber zweifellos die Revy oder Revue. Das ist ein 1½stündiges Kabarett, in dem nicht nur studentische Probleme und Ungereimtheiten mit einem

beträchtlichen Aufwand an Schauspielern und Bühneneinrichtungen blossgestellt und karikiert werden, sondern in sehr witziger Form auch Politisches vorgebracht wird.

Die meisten der Veranstaltungen der Uka sind auch der Bevölkerung der näheren und weiteren Umgebung der Hochschule zugänglich. Nur so kann auch der Reingewinn der Studentenwoche von ca. 60 000 Fr. erklärt werden.

Es mag in Zürich eigenartig berühren, dass die Organisatoren der »Uka« keine Personalprobleme kennen. Das rührt daher, dass alle Studenten es als selbstverständlich betrachten, die ihnen übertragenen Arbeiten, sei es das Amt eines Kellners, Zigarettenverkäufers, Dekorateurs oder auch nur Tellerwäschers zu übernehmen und während der vorgeschriebenen Arbeitszeit auszuführen.

Am Schluss der »Uka« bricht dann das gesellschaftliche Leben mit einem Schlag zusammen. Nach vier Wochen intensiver Festereien hat jedermann nur noch den Wunsch zu schlafen und scheut jegliche Betriebsamkeit. Man hat einfach genug und zieht sich in sein Schneckenhaus (lies Zimmer) zurück.

Das Studium

Nebst all diesen Festereien haben die Studenten in Aas ein intensives Studium zu bewältigen. An der landwirtschaftlichen Hochschule wird nebst Landwirtschaft auch Forstwirtschaft, Gartenarchitektur und Landvermessung gelehrt. Alle Studiengänge umfassen sechs Semester mit Zwischenprüfungen nach jedem Semester. Daneben sind je nach Fachrichtung noch eine beträchtliche Menge Übungen zu lösen. Da jedoch die Vorlesungsstunden auf ein Minimum beschränkt sind und die Studenten an der Schule selbst wohnen, bleibt dem einzelnen doch noch eine gewisse Freizeit.

Eine Besonderheit des norwegischen Hochschulsystems ist die Tatsache, dass die Doktorprüfungen äusserst schwierig sind. So kommt es, dass selbst nur ein kleiner Teil der Professoren den Dokortitel besitzt. Trotzdem wird von der Möglichkeit Assistent zu werden eifrig Gebrauch gemacht, sei es zur Weiterbildung und Spezialisierung oder als Dauerstellung.

Vorlesungen allgemeinbildenden Inhalts bestehen nicht, sofern man von Fachvorlesungen wie Kunstgeschichte für die Gartenarchitekten absieht. Dies wird auch kaum als Mangel empfunden. Man denkt sich eben, dass, wer wirklich noch Interesse an andern Dingen als seinem Studium hat, sich in einer humanistischen Geistesrichtung weiterbilde, ohne dass man ihn mit Vorlesungen dazu zwingt.

Eine sehr bedeutende Erleichterung für das Studium sind die Autographen oder Lehrbücher für praktisch alle Vorlesungen. Diese sind jedoch nicht dazu da, den Herren Studenten das Schwitzen zu erleichtern, sondern dienen als Gerüst der Vorlesung. Der Dozent setzt meist das Gedruckte voraus und baut präzisierende Ausführungen darauf auf. Das ist mit ein Grund, dass nicht mehr Vorlesungsstunden benötigt werden. Die Autographen erscheinen alle in demselben Verlage. Dieser gehört vollständig den Studentenschaften Norwegens und ist einer der grössten des Landes. Kombiniert mit der Autographenverkaufsstelle ist an jeder Hochschule natürlich eine Papeterie zu finden. Auch diese untersteht der Verlagsverwal-

(mit dem Zweck, die Kassen zu füllen), ausgiebig mit Vorankündigungen und Informationen geworben. Dies sicher mit Erfolg, denn sonst wäre es kaum möglich, dass die kleine Studentenschaft von Aas einen Reingewinn ihrer Uka von 60 000 Fr. budgetiert und auch erreicht.

Aber auch über spezielle Anlässe der Hochschulen wird berichtet. So wurde eine ausführliche Reportage über die Immatrikulation der Universität Bergen mit der Rede des Rektors über den Landessender ausgestrahlt.

Die Studenten sind somit als soziale Gruppe voll anerkannt und werden dementsprechend behandelt. So ist es auch zu erklären, dass ihre weitgehenden Forderungen nach Studienbeihilfen verwirklicht sind. Dies zu erreichen mag zwar in einem sozialistischen Staat leichter sein als in einem Staat wie der Schweiz, aber man muss die Leistungen, zu denen die Studentenschaft fähig ist, doch anerkennen. Es gibt kaum einen Studenten, der auf Kosten seiner Eltern lebt. Die meisten beziehen vom Staat semesterweise Subsidien oder Darlehen. Dabei ist dem einzelnen weitgehend freie Hand gelassen, wieweil er beziehen will. Diese Summen können 12 000 Fr. für ein 6semestriges Studium übersteigen, was recht viel ist, wenn man mit den in Aas vergleichsweise geringeren Lebenskosten als z. B. in Zürich vergleicht. Bei Eintritt ins Erwerbsleben muss jedoch die geliehene Summe zurückbezahlt werden. Ein Grund dafür, dass auch Studenten, deren Eltern für das Studium aufkommen können, Stipendien beziehen, ist die steuerliche Besserstellung nach dem Studium, solange die Schuld noch nicht abbezahlt ist.

Pentagon

Ebenfalls zu den Aufgaben der Studentenschaft gehört die Erstellung von Studentenhäusern. So war es der Studentenschaft in Aas möglich, eine fünftraktige Studentensiedlung zu projektieren und zu bauen. Diesen Sommer wurden, nachdem die Finanzierung mit eigenem Gelde und mit Hypotheken sichergestellt war, nach einer Bauzeit von etwa 18 Monaten die ersten drei Flügel des Pentagons eingeweiht und bezogen. Im Vollausbau soll diese Siedlung insgesamt fünf Trakte (daher der Name Pentagon) umfassen. Das Pentagon ist eine sehr komfortable und luxuriöse Siedlung, auf jeder Etage der vierstöckigen Häuser sind zwei separate Wohnungen mit je sechs, natürlich sturmfreien Einzelzimmern. Jedes Zimmer ist vollständig möbliert. Schlafcouch, Tisch nebst grossem Arbeits- und Zeichnungstisch, Stühle, Wandschränke, Lampen und fließendes Warm- und Kaltwasser gehören mit einem Radio- und Fernsehanschluss an die Gemeinschaftsantenne zur Standardausrüstung. Daneben besitzt jede Wohnung eine eigene Douche, WC und Küche sowie einen Aufenthaltsraum und Trockenschrank. Die Küche ist mit einem elektrischen Herd, abschliessbaren Kasten für jeden Bewohner und einem eigenen riesigen Külschrank modern ausgerüstet. Zudem ist in jeder Wohnung ein Telefon vorhanden, welches der Zentrale der Hochschule angeschlossen ist. So sind Orts- und Interngespräche gratis, nur für Ferngespräche wird periodisch Rechnung gestellt. Das alles kostet pro Monat inkl. Putzfrau, Heizung und Licht, welches in



Bei Bier in der »Bodega«

Skandinavien auch tagsüber, wenn die Sonne scheint, brennt, ganze 60 Fr.! So lässt sich komfortabel wohnen und studieren.

Letzten Endes entscheiden aber nicht solche Dinge über eine Hochschule, sondern der Geist ihrer Studenten. Zwar sind auch an der Landwirtschaftlichen Hochschule Norwegens nicht alle Studenten mit der Qualität der Vorlesungen einverstanden. Dafür ist aber das Bewusstsein, Student in Aas zu sein und damit als Mitglied einer grossen Familie zu gelten, sehr ausgeprägt. Und gerade diese Solidarität war etwas vom Erstaunlichsten, was ich dort erleben konnte, nach der Anonymität, die am Poly grassiert. ML

Angst vor intelligenten Frauen

DIE ZEIT brachte in ihrer Ausgabe vom 31. Juli 1964 den folgenden Artikel, den wir hier mit freundlicher Genehmigung dieses »deutschen Weltblattes, gedruckt in Hamburg, Buenos Aires, Toronto, wiedergeben:

Warum junge Männer sich bedroht fühlen – Mutmassungen über Studentinnen

Die Eltern sind auf einen Kongress gefahren. Der Wellensittich der Familie schielt mit schrägstehendem Kopf vom Flurschrank auf drei Dutzend Studenten. Die Tochter des Hauses, Münchener Studentin der Soziologie im vierten Semester, Karin O., feiert ihren Geburtstag. Es ist eine jener Partys, die gegen halb neun mit Fachspeleinen und Herumsitzen beginnen. Flaschen, Blumensträuße und Glückwünsche werden abgeliefert, irgend jemand stellt irgend jemanden vor, aber man versteht den Namen nicht; man guckt lieber nach den Mädchen, taxiert ihren Gang und schwatzt mit einer Pummeligen von der Pädagogischen Hochschule über den Turnunterricht. Vier, fünf Pärchen erscheinen, sie treten nur geschlossen auf und sind auf derlei Zusammenkünften nicht zu sprengen.

Karin entwickelt den Charme eines glücklichen Geburtstagskinds, sie vermittelt zwischen den Cliquen, die sich an den Rauchtischen zu konsolidieren drohen, trinkt einem Physiker mit Brille zu – der hat noch Hosenaufschläge, der arme –, organisiert den Madison, verteilt Würstchen und zieht gegen zehn einen Schwarm von Verehrern hinter sich her.

Die Studentinnen haben inzwischen die Rollen eingenommen, die ihnen entsprechen: Fünf junge Damen vom Typ Hausmütterchen – ich schätze, sie wollen Volksschullehrerinnen werden – hocken überbeck und versuchen, einander zu unterhalten. Wenn ein Mann sich nähert, lächeln sie, reden beschleunigt und tun, als gehe es ihnen prima. Sie gehen zuerst nach Hause. Zu zweit verabschieden sie sich, ihre Handtaschen baumeln ohne Schwung, darin ihr Lippenstift, nur zaghaft benutzt, ein wenig Traurigkeit im Herzen und eine nicht eingestandene Sehnsucht nach einem Baby, das sie schaukeln und versorgen möchten.

Am schnellsten vergehen sind auf dem Fest die katzengeilischen Langhaarigen: Sie mimen »süsse Dooftigkeit«, provozieren zu abenteuerlichen Erzählungen, spitzen den Mund und lassen sich zum zeit anstandslos küssen. Ein Schwabinger Routinier knipst gegen Mitternacht eine der Wandlampen aus, die Beleuchtung der Räume wird immer schummriger. Die Kätzchen haben den Platz auf dem Schoss ihrer Anhänger gefunden.

Da sind noch die unauffälligen Mädchen. Sie sind zwar selbstbewusst, aber doch nicht zu sehr, um der mittelmächtigen Szene nicht erliegen zu können. Immerhin, ihre Verehrer werden sich anstrengen müssen. Auf zufällige Berührungen Schulter an Schulter, während man vielleicht gemeinsam das Heft »Photography Annuak« besieht, folgen systematische; das seit der Sekundarzeit erprobte Schema von Taktik und Quasiverteidigung entfaltet sich.

»Puppe« mit Problemen

Karin ist von der Vitalität eines Gitarristen fasziniert. Sie spricht lange mit ihm; er rückt immer näher zu ihr. Aber das Mädchen begreift nicht recht, was er will. Sie stellt Fragen, lästige Fragen nach irgendeinem Sinn seines Lebens, nach seinen Horizonten. Der Gitarrist aber, gewohnt, nachts nach eins seine Gefühle sprechen zu lassen, wird unruhig, meint, Pubertätsprobleme hätte er auch mal gehabt, nimmt sie in den Arm, aber da wird sie fremd. Er versucht die grobe Tour seiner Männlichkeit: »Mensch, Puppe, stoss die Probleme von dir ab«, aber die Puppe will nicht mehr. Gegen fünf, als das Morgengrauen hinter den Vorhängen hochkriecht, steht sie in der Küche, der Physiker mit den Hosenaufschlägen hilft ihr beim Abtrocknen des Würstchengeschirrs. Die Gäste haben sich verlaufen, der Gitarrist ist weg, die anderen Interessenten auch und die Hausmütterchen schon lange.

Karin, nun vierundzwanzig Jahre alt, gilt als schön, fraulich, elegant, sehr geschickt und begabt. Sie gibt sich mit selbstverständlicher Sicherheit,

wirkt attraktiv und ist doch Opfer jener Emanzipation, die die Vorkämpferinnen für sie erkämpft haben. Sie hat dreissig Kameraden und keinen Liebhaber. An den Universitäten wächst mehr und mehr ein Typ von Studentinnen, die sich von der Emanzipation, die seinerzeit noch mit teils männlichen und kämpferischen Zügen durchgeföhrt wurde, zu emanzipieren scheinen. Diese Studentinnen besitzen alle Voraussetzungen, Weiblichkeit und Geist zu integrieren, und doch ist es wie verkehrt: Ihre Verehrer bekommen Angst, bleiben im ersten Anlauf stecken und konvertieren zu treuen Kameraden, denen so keine Gefahr droht. Sie fühlen sich – die Sache will's, man muss freudianisch werden: – kastriert, denn diese Frauen sind auch nicht nach Mitternacht dazu zu bringen, um eines obligaten Gefühls willen das Nachdenken zu lassen. Damit aber verletzen sie empfindlich obligate Liebesgepflogenheiten: Entweder man liebt, oder man denkt; Sex oder Philosophie gilt noch als Alternative. Die Möglichkeit, beides zu einer Art von Erotik zu vereinen, scheint weithin auf Schwierigkeiten zu stossen.

In einem Land, in dem über Jahrhunderte hinweg die Frauen wie selbstverständlich unter der Autorität ihrer Männer lebten, wirken Studentinnen, die dieser Autorität gewachsen sind, verunsichernd. Zum traditionellen Leitbild der Frau gehörte, dass ihre Intelligenz geringer, allenfalls gleich, nie aber höher als die ihres Mannes sein durfte. Der Mann als Held, die Frau als Heimchen, beide »Stereotypen« spuken noch bis in die Trivialliteratur unserer Gegenwart. Eine geheime männliche Angst aber, die Frau könne doch ebenbürtig oder gar überlegen sein, muss schon lange bestanden haben, auch wenn sie unbewusst blieb und sich nur indirekt erschliessen lässt.

Männliche Autorität, der das andere Geschlecht nicht gehorchen erscheint, wehrt die vermeintliche Gefahr ab: Da werden dann Frauen als Quelle aller Sündhaftigkeit deklariert, als Hexen und als Wesen, die einen Samson zum schwachen Trottel machen. Ist erst einmal die böse Frau, die von C. G. Jung beschriebene alles verschlingende Mutter geschaffen, kann man sie bestrafen. Entweder, indem man sie in ihre Schranken verweist, sie an den Herd zurückschickt und zu den Kindern, oder sie aber ausschliesst – notfalls durch Hinrichtung oder Askese. Die magische Angst vor intelligenten Frauen sitzt tief. Wer vor dreihundert Jahren nicht zur Zauberei werden wollte, musste sich in eine Frauenrolle schicken, die als ungefährlich galt. Das Arrangement von Autorität und Unterwerfung ist nun spätestens durch die Frauenbewegung erschüttert worden. Allerdings führte der Kampf jener Frauen nicht immer zur Befreiung, mitunter blieben sie noch im Protest jenen Patriarchat verbunden, das sie abschaffen wollten.

Auf dem von Mitscherlich beschriebenen Weg zur vaterlosen Gesellschaft versuchen es viele Männer einstweilen mit Rückzugsgefechten, um ihre Stellung zu halten. Der Diktator der in der Ehe erscheint ihnen immer noch erstrebenswerter als der Partner. Der amerikanische Mann hat diese Schlacht bereits verloren. Seine Frau kostet die Macht, die er ihr überlassen musste. Er wird nicht erhört, sondern gefügig gemacht. Er muss im Haushalt helfen und verliert dadurch an Prestige bei seinen Kollegen und bei seiner eigenen Frau. Die aber nutzt ihre Chance und erobert sich unterdessen die interessantesten Berufe. Zur Partnerschaft ist es nicht gekommen, aus einer patriarchalen Gesellschaft ist dort zusehends eine matriarchale geworden.

Bei uns ist noch alles im Fluss. Neue Bekanntschaften vieler Studentinnen verlaufen nach meist gleichen Mustern enttäuschend. Da sitzt im Zug von Genf nach München eine einundzwanzigjährige Romanistin von einer Eleganz, als käme sie just aus einer westschweizerischen Boutique. In Zürich steigt ein Student zu und verwickelt sie in ein Gespräch. Sie erzählt, wie sie in Genf studiert hat, im Studententheater spielte und in den Kib-



Photo Jürg Hassler / eclipse

buzzim Israels war. Bis München ist man so weit, sich zu verabreden. Mit dem ersten Ausflug endet allerdings die Beziehung. Der Student, anstatt zu erobern, bewundert ihren Charme – aber in der Manier eines kleinen Jungen, der grosszügig vor einem Denkmal steht.

Zu klug: I Q 130

Hin und wieder spürt man in den Studentinnenheimen eine leise Resignation. Wer mit zwanzig noch keinen festen Freund hat, hält sich für einen Aussenseiter. Alle Intelligenz und Fraulichkeit schützt nicht davor, die Fehler mehr und mehr bei sich selber zu suchen. Wer von ihnen fünf Jahre später immer noch keinen überlegenen Mann gefunden hat, sieht sich in der Regel in eine kritische Phase gedrängt. Die Entscheidung fällt dann zwischen endgültiger Sublimation oder einem Vitalprotz, der – undifferenziert genug, die Vielfalt seiner Partnerin nicht zu erahnen – das Mädchen im Sturm erobert und doch nur Kälte und Ekel hinterlässt. Wenn diese Frauen sich dann ihrer Karriere zuwenden, wirken sie anders als manche ihrer streitbaren Vorgängerinnen: Nicht mehr der brumme Protest gegen die Väter ist zu spüren, sondern ein bisschen Wehmut nach dem Leben der anderen.

Die jungen Männer, die sich als Freunde dieser Studentinnen durchsetzen wollen, versuchen sich mit Hilfe männlicher Attribute selbst für männlich

Nur keine Angst!

Bericht von ein paar Erkundigungen über diese besondere Angst

Stimmt, was der obige Artikel berichtet, oder stimmt es nicht? Oder stimmt es nur für Deutschland und nicht für die Schweiz? Um das herauszufinden, ging ich mit der entsprechenden Ausgabe der ZEIT unterm Arm ein wenig herumfragen. Ich sagte mir aber: Vorwürfe machen ist leichter als Vorwürfe einstecken. Darum wird es nicht viel Sinn haben, die Herren Studenten zu befragen; wenn nämlich der Artikel recht hat damit, dass sie vor einer Studentin, die »schön, fraulich, elegant, sehr geschickt und begabt ist, also eigentlich alles, was man sich wünschen kann, in mutlose, unsichere und angstgepeinigte Trottel sich verwandeln und vor so viel Herrlichkeit nur noch andächtiger Denkmabewunderung fähig sind, dann werden sie das auch niemals zugeben. Es schien mir deshalb zweckmässiger, gleich an die Opfer dieser Mutlosigkeit, die so arg Mangel Leidenden, die Fräulein Studentinnen zu gelangen.

So machte ich mich auf die Suche nach jenen kostbaren Geschöpfen, denen man das Kompliment, dass sie »alle Voraussetzungen, Weiblichkeit und Geist zu integrieren«, besässen, mit gutem Gewissen machen kann und die es also mit der beschriebenen »Karin« oder der »sehr attraktiv wirkenden Psychologiestudentin Juliane S.« mit Intelligenzquotient 130 allenfalls aufnehmen könnten. Man wird begreifen, dass unter solch harten Bedingungen die Zahl der Befragten nicht allzu hoch sein kann; sie beträgt sechs. Sechs Studentinnen bekamen also den obigen Artikel zu lesen; und ich bat sie, zuhänden das »Zürcher Student« mitzuteilen, ob sie die in dem Artikel beschriebenen Erfahrungen bestätigen könnten oder nicht, ob sie der Meinung seien, es handle sich da um eine Grunderscheinung der studentischen Gesellschaft oder vielleicht nur um ein paar Sonderfälle, psychische Missgeschicke, die in die Randzone des Ueblichen zu verweisen wären.

Hier also die Aeusserungen dieser wundersamen Wesen, die alle würdig wären, »die Galerie« zu zieren. Aus Gründen der Diskretion bin ich gezwungen, sie mit brutalen Nummern zu versehen und als »Studentin Nr. 1« bis »Studentin Nr. 6« vorzustellen.

Studentin Nr. 1 war die einzige, die den Inhalt des Artikels rundweg bestätigte und ganz im Sinne der leisen Resignation, die in den Studentinnenheimen sich breitmake, leise resigniert kommentierte: »Ja, wir finden unseren Meister nicht!«

Studentin Nr. 2: »Ja, es kann einem schon so gehen, wenn man etwas anspruchsvoll ist, das heisst nicht einfach so ein wenig mitflirten will, sondern eigentlich mehr erwartet. In dieser Hinsicht stimmt es schon, dass manchmal die Initiative männlicherseits fehlt. Und man wartet ja auf

und überlegen zu erklären. Sie sind unschwer zu durchschauen: Ob sich jemand mit den Pferdestrahlen des vom Alten Herrn finanzierten Sportwagens multipliziert, ob jemand sich als Frauenheld aufspielt, gemeinsam ist Ihnen, dass jenes Korsett der Männlichkeit im dialektischen Gespräch eines Abends brüchig werden kann. Gemeinsam ist ihnen auch, dass sie Partnerschaft für ungesund halten. Denn die Stabilisierung ihres Selbstwertgefühls gelingt am besten, indem man sein Gegenüber unsicher macht. Man ist um so intelligenter, je naiver die Frau ist, um so stärker, je schwächer sie ist, um so ritterlicher, je hilfloser sie wirkt – was Wunder, dass diese Männer nach unkomplizierten Typen Ausschau halten?

Als der Verehrer einer Frankfurter Germanistin sich plötzlich nicht mehr blicken liess und sie ihn daraufhin anrief, meinte er zur Entschuldigung, diskutieren könne er auch mit seinen Freunden. Sie sind der Meinung: Studentinnen zu lieben sei zu anstrengend geworden. Die sehr attraktiv wirkende Psychologiestudentin Juliane S. beispielsweise liess sich während eines Praktikums in einer psychiatrischen Klinik auf ein, zusammen mit den bis dahin flirtenden Ärzten einen Intelligenztest durchzumachen. Mit ihrem Intelligenzquotienten von 130 – er gilt unter Fachleuten als extrem hoch – hatte sie Pech: Unvermittelt wurden ihre älteren, nunmehr nach Zahlen unterlegenen Verehrer zu andächtigen Bewunderern ohne den Mut, weiter zu werben.

Jürgen Zimmer

diese Initiative; jedes Mädchen sieht ihr doch so ziemlich direkt entgegen. Und wenn sie dann ausbleibt, fragt man sich natürlich: Warum wohl nicht? Ob Angst dahintersteht? Oder Faulheit? Oder einfach ein Missverständnis? – Und noch etwas anderes: Es gibt viele Studenten und auch Studentinnen, mit denen ist es etwas seltsam zu reden; die behandeln mit einem so Thema um Thema. Wie von einer Traktandendiste wird eins nach dem andern durchgenommen, eben so im Still Und wie finden Sie den neuen Frisch? Diese Leute können nicht gewöhnlich sein. Sie sind so gelehrt, können nicht einfach lachen und sich freuen – und das ist doch so der Zwischenbereich, wo man sich begegnet! – Ich meine damit also, dass ich diese Karin da in dem Artikel etwas im Verdacht habe, sie sei auch etwas zu problematisch. Dann liegt der Fehler natürlich bei ihr.«

Studentin Nr. 3: »Also ich soll jetzt da als so ein ideales Wesen drankommen? Wahrscheinlich bin ich eben kein solches; denn mir geht das nicht! Es mag ja diese Probleme schon geben, aber lange nicht so generell, wie das da beschrieben wird. Und ob es welche gibt, die Angst haben, das ist natürlich schwer festzustellen; denn denen, die in dieser Beziehung Angst haben, denen begegnet man ja gar nicht – die haben eben Angst. Es gibt vielleicht Frauen, die wollen immer diskutieren – aber die sind dann schon ein wenig selber schuld. Wer will denn die ganze Zeit nur hochgeistig diskutieren? Man will doch auch anderes reden – und anderes...«

Studentin Nr. 4: »Das ist viel zu allgemein, was da steht! Ich könnte das aus meiner Erfahrung nicht bestätigen. Wenn es zu solchen Schwierigkeiten kommt, dann braucht der Fehler nicht unbedingt bei den Männern zu liegen; dann muss diese Frau vielleicht einmal bei sich selber nachschauen, ob sie nicht gar zu geschickt tue, ob sie es verstehe, ihre Intelligenz in ihre Persönlichkeit richtig einzuordnen. Also zum Beispiel ich hätte die Wahl, in die Vorlesung zu gehen oder einen schönen Rock zu kaufen (vorausgesetzt, ich hätte das Geld dazu) oder ein gutes Essen zu bekommen oder vielleicht etwas noch Wichtigeres nicht zu verpassen – da schwänze ich jede Vorlesung und habe nicht einmal ein schlechtes Gewissen dabei! Ich meine also: Die idealen Studentinnen, die da beschrieben sind, können so ideal gar nicht sein, wenn sie die ganze Zeit solche Probleme haben. Mir jedenfalls ist dieser Männertyp noch nicht begegnet. Und die Geschichte von der Bewunderung des Denkmals ist ganz falsch! – So! Jetzt muss ich aber schleunigst in die Vorlesung!«

Studentin Nr. 5: »Dieses Mädchen da, diese Karin, macht sicher einen Fehler: Sie will das Nachdenken nicht lassen, sie will sich nicht einordnen und unterordnen; sie spielt die Ueberlegene, die

45. Jahreskongress des VSS

Aus dem Liestaler Rathaus

Nachdem in der Tagespresse über den jüngsten Jahreskongress des VSS eingehend berichtet worden ist (vgl. insbesondere NZZ Nr. 5486 vom 18. Dezember und Nr. 5595 vom 29. Dezember 1964), soll an dieser Stelle nur in knapper Form rekapituliert werden.

Der Kongress wurde durch eine Pressekonferenz eingeleitet, welche im Rathaus der Stadt Liestal stattfand, wobei den Studentenvertretern ein äusserst herzlicher Empfang zuteil wurde, war es doch für den Nicht-Hochschul-Kanton Basel-Landschaft eine besondere Ehre, den 45. Jahreskongress beherbergen zu dürfen. Die Stadt hatte sich entsprechend herausgeputzt, und der Grosse Rat des Kantons stellte dem Kongress für Plenar- und Kommissionssitzungen seinen prächtigen, nach neuen Konzeptionen renovierten Landratsaal zur Verfügung.

Dasselbe eröffnete der Vertreter des Organisationsausschusses, Stöffi Erhardt, den Kongress, welcher vorerst in einer Plenarversammlung tagte, an der Prof. Dr. M. Imboden, Rektor magnificus der Universität Basel, Dr. L. Lejeune, Erziehungsdirektor des Kantons Basel-Landschaft, Sektionschef W. Martel, Vertreter des Eidg. Departementes des Innern, und Prof. Dr. A. Labhardt, Rektor der Universität Neuenburg und Präsident der Eidg. Expertenkommission für Fragen der Hochschulförderung, das Wort ergriffen.

Prof. Imboden skizzierte die Problematik des Ausbaus und der Förderung unserer Hochschulen durch den Bund. Schwierigkeiten sah er insbesondere darin, dass die Zusammenarbeit der schweizerischen Hochschulen noch in unscheinbaren Anfängen stecke, dass die Regionalismus eine Hochschule einenge, dass die Gestalt der heutigen Hochschule überhaupt in Frage gestellt werden müsse und dass das Schweizer Volk für seine Hochschulen wahrscheinlich ein Opfer in Form einer Steuererhöhung bringen müsse.

Dr. Lejeune warnte vor einer weiteren Zersplitterung des Schulwesens; eine solche müsse sich zwangsläufig «helllos» auswirken. Die Chance für das baslerische Schulwesen sah er in der Wiedervereinigung beider Basel. Er würdigte die Arbeit des VSS insofern, als er dessen Verdienst darin sah, dass für ein Studium heute nicht mehr das Portefeuille des Vaters, sondern die Begabung des einzelnen massgebend sei.

W. Martel postulierte eine grosszügige Handhabung des Stipendiengesetzes durch die Kantone. Er kündigte an, dass der Bundesrat einen schweizerischen Wissenschaftsrat einsetzen werde und dass der Bund ein Gesetz über die Hochschulförderung in Bearbeitung habe.

Prof. Labhardt erläuterte zunächst, wieso im Bericht der Expertenkommission für Fragen der Hochschulförderung keine Strukturreform der Hochschule festgelegt sei. Der Grund liege nicht ausschliesslich darin, dass solches nicht die Aufgabe der Kommission gewesen sei, sondern auch in der Art, wie diese die Probleme anpackte: nicht eine Reform aufstellen und daraus die Bundeshilfe an die Hochschulkantone abzuleiten, sondern zuerst den Universitäten mehr Mittel zur Verfügung zu stellen, damit sie ihre Aufgabe – die Bewältigung des Anschwellens der Studentenzahlen – besser lösen könne, und erst anschliessend (oder Parallel dazu) an eine Reform zu denken.

Was die Koordination des Hochschul- und Unterrichtswesens anbelangt, sah Prof. Labhardt deren Problematik vorläufig darin, dass der Begriff «Koordination» noch nicht festgelegt, noch nicht definiert sei. Als solche aber sei sie in der Schweiz heute absolut nötig. Abschliessend erläuterte Prof. Labhardt die Unmöglichkeit einer schweizerischen Universität. Die ETH habe nur entstehen können, weil zur Zeit ihrer Gründung die meisten der heutigen Universitäten noch nicht bestanden haben. Basel habe schon im 19. Jahrhundert gegen eine eidgenössische Hochschule protestiert. Heute sei die Errichtung einer eidgenössischen Universität deshalb unmöglich, weil eine solche sich den bestehenden Hochschulen niemals zur Seite stellen oder gar unterordnen, sondern nur sich ihnen überordnen könnte, was eine Konkurrenzierung bedeutete und einen Substanzschwund der kantonalen Universitäten zur Folge hätte. Es geht heute um die Einheit aller kantonalen Universitäten zusammen mit der ETH, um eine nationale (nicht eidgenössische) Einheit, um die «Universität Schweiz». Diese gelte es jetzt zu realisieren.

An den Tagen Donnerstag bis Samstag erfolgte die Willensbildung des Kongresses, indem folgende

Kommissionen ihre Sitzungen abhielten: Kommission Internationales, Erweiterung des VSS, Universitätsfragen, Kultur und Jugend, Soziales, Inneres, Finanzen und Statuten.

In diesen Kommissionen prallten die Meinungen aufeinander, wenn sie den im Grundsätzlichen verschiedenen Auffassungen der welschen und deutschschweizerischen Studentenschaften entsprangen. Vor allem in den sozialen und internationalen Fragen zeigten sich die Meinungsverschiedenheiten der beiden »Blöcke«. Die nach dem Vorbild Frankreichs syndikalistisch organisierten welschen Studentenschaften versuchten – oft mit Hilfe der »Salamitaktik« – in die Palanx der deutschschweizerischen Sektionen einzudringen, um aus dem VSS eine zentralistische Organisation zu machen, wodurch er der Struktur des schweizerischen Hochschulwesens widerspräche. Solche Tendenzen stiessen jedoch nicht auf die Sympathie der deutschschweizerischen Sektionen und wurden abgewiesen. Immerhin muss zugegeben werden, dass sich die welschen Sektionen gründlich auf den Kongress vorbereitet hatten und sich stets auf ausführliche Arbeitsgrundlagen stützen konnten – ein Zug, der den deutschsprachigen Studentenschaften in den letzten Jahren oft etwas abgegangen ist.

Am Sonntag (5. Kongresstag) trat der Kongress zur 2. Plenarversammlung zusammen, welche über sämtliche in den Kommissionen ausgearbeiteten und daselbst angenommenen Motionen und Entschliessungen zu befinden hatte. Am 45. Kongress lagen etwas mehr als 40 Motionen vor. Von den wichtigsten sei kurz die Rede:

1. Sektor Internationales
 - Beitritt des VSS zur International Student's Conference (ISC, westlich-freihetliche internationale Studentenorganisation), Entsendung von Beobachtern an die International Union of Students (IUS, kommunistische Organisation; mit dieser sympathisierten die welschen Sektionen zum Teil);
 - Einführung der internationalen, vom Sekretariat der ISC herausgegebenen Studentenlegitimationskarte in der Schweiz.
2. Sektor Soziales
 - Examen automatique: automatische Prüfung der finanziellen Verhältnisse einer Familie, deren Kind das Mittelschulalter erreicht. Zeigt sich die Notwendigkeit eines Stipendiums, so wird ein solches der Familie vom Staat beantragt und in der Folge ausgerichtet, wenn nicht ausdrücklich darauf verzichtet wird. (Die genauen Modalitäten werden vom VSS jetzt ausgearbeitet).
 - Ausarbeitung eines Statutenvorschlages für eine gesamtswizerische Studentenkrankenkasse.
3. Universitätsfragen
 - Annahme einer Stellungnahme zum Bericht Labhardt (vgl. nächste Ausgabe des »Standpunktes«).
 - Einladung des Eidg. Departements des Innern, eine auf statistische Dokumentation spezialisierte Stelle zu schaffen, um die Resultate des Berichtes Labhardt zu ergänzen (inzwischen hat der Bundesrat der Kommission Labhardt den Auftrag erteilt, ihre statistischen Arbeiten weiterzuführen, so dass zu prüfen ist, inwieweit die Motion noch erheblich ist);
 - Zusammenstellung einer Dokumentation über die kulturelle Rolle der Hochschule.
4. Internes
 - Herausgabe des »Standpunktes« dreimal jährlich;
 - Organisation von Seminarien, Kolloquien und Zusammenkünften zwecks Austauschs von Informationen über die Tätigkeit in den Sektionen.
5. Kulturelles
 - Organisation einer Schweizer Studententheaterwoche;
 - Abschluss der Studie »Student und Militär« und Veröffentlichung zuhanden der Studenten.

Des weitern wurde eine aus sechs Mitgliedern bestehende paritätische Kommission unter Vorsitz

ein Mitglied der Geschäftsprüfungs-Kommission ins Leben gerufen mit dem Auftrag, Aufgabe und Institutionen des VSS neu zu überdenken und evtl. Strukturierungsverschlüsse einzuziehen.

Die Wahlen in den Vorstand – das letzte Tradandum des Kongresses – stellten ein unerfreuliches Geschäft dar. Turnusgemäss wurde ein deutschschweizerischer Student an die Spitze gewählt. Nachdem gegen die geschlossene Opposition der welschen Sektionen der deutschschweizerische Kandidat etwas mühsam gewählt war, zogen die Romands wegen des nun gewählten Präsidenten ihre übrigen Kandidaturen zurück. So musste eine Notlösung getroffen werden; sie äusserte sich darin, dass zwei bisherige Vorstandsmitglieder, welche demissioniert hatten, ihr Amt ad interim weiterhin ausüben müssen und dass zwei neue Mitglieder nicht an jene Posten gewählt werden konnten, für die sie kandidiert hatten. Es ergab sich dadurch folgende Vorstandszusammensetzung:

Präsident: Urs B. Wyss (St. Gallen); Vizepräsident für Internes: Ueli Fünfschilling (Basel), ad interim;

Vizepräsident für Internationales: Rolf Egger (St. Gallen), bisher, ad interim; Vizepräsident für Soziales: Hanspeter Engeli (St. Gallen), ad interim; Vizepräsident für Kulturelles: Hans Witschi (Bern), bisher; Vizepräsident für Universitätsfragen: Conrad Lerch (Zürich); Quästor: Otto Eichen (St. Gallen), bisher, ad interim.

Der VSS wird auf Ende Januar oder spätestens Anfang Februar eine ausserordentliche Generalversammlung einberufen, um durch Neuwahlen der temporär besetzten Aemter den definitiven Vorstand zu bestellen.

So legte sich nach fünf arbeitsreichen Tagen ein Schatten über den Abschluss des Kongresses. Es genügt nun für die Kongressteilnehmer nicht, sich an der Erinnerung an den gastlichen Kanton Basel-Landschaft, an das Bankett, das der Regierungsrat dem Kongress offerierte, und an den Empfang, den Erziehungsdirektor Lejeune auf Schloss Ebenrain gab, schadlos zu halten. Es gilt weiterzuarbeiten. Die Aufgabe des VSS besteht weiterhin, und er ist sich ihrer bewusst. Conrad Lerch, iur.

news, facts and gags

»Handbuch für Internationales Austausch« lautet der Titel einer neuen Unesco-Publikation. Der Band bietet Informationen über die Ziele, Programme und Aktivitäten nationaler und internationaler Organisationen und über zwischenstaatliche Vereinbarungen, die sich auf internationale Beziehungen und den Austausch auf den Gebieten der Erziehung, Wissenschaft, Kultur und Massenkommunikationsmittel beziehen. Das Handbuch gibt Auskunft über die Tätigkeiten von 272 internationalen Organisationen und 5000 amtlichen und nichtamtlichen Einrichtungen in 126 Staaten und Gebieten. Es führt über 4000 bilaterale und multilaterale Vereinbarungen zwischen diesen Staaten auf. (Unesco, Paris)

China

Das Studium der Fremdsprachen wird jetzt in China im Hinblick auf die grössere Rolle, die das Land auf internationaler Ebene einnehmen will, verstärkt betrieben. Neue Fachschulen wurden gegründet, und Englisch steht jetzt vor Russisch an erster Stelle der gelehnten Fremdsprachen. Eines dieser neuen Institute ist die Schule für Englisch in Tsinan, die am 5. September eröffnet wurde. Dort werden Englischlehrer für Oberschulen und »Dolmetscher mit Klassenbewusstsein« ausgebildet. Da viele Studenten nach ihrer Ausbildung Stellen einnehmen werden, die sie in Kontakt mit Ausländern bringen, wird besonderer Wert auf kommunistische Ideologie gelegt. Eine weitere Fachschule dieser Art, die Fremdsprachenschule in Peking, an der am 6. September mit den Vorlesungen begonnen wurde, bietet den Studenten dreijährige Kurse in Englisch, Japanisch und Thai. Die meisten Studenten stammen aus Familien, die aus dem Ausland nach China zurückgekehrt sind. Franzosen und Engländer übernehmen in Peking die Ausbildung. Kürzlich wurden 80 chinesische Studenten zum Studium des Französischen nach Paris geschickt. Eine weitere Gruppe ging nach London. (The New York Times / Paris)

USA

Das »Carthage-College« in Carthage, Illinois, ist zum Verkauf ausgeschrieben worden. Angeboten werden Hörsäle, Studentenwohnheime, eine Bibliothek, eine Kapelle, ein Fussballplatz, ein Vogel-schutzgebiet und andere Einrichtungen. Das College war bis Oktober eine voll anerkannte akademische Institution, die 600 Studenten eine vierjährige Ausbildung in Fachrichtungen der philosophischen Fakultät bot, und unterstand der Synode der Lutherischen Kirche des Staates Illinois. Wegen der Zusammenlegung von vier Synoden wurde das College als Institution nach Kenosha in Wisconsin verlegt. (Collegiate Press Service, Philadelphia)

Intim-Beratung

Wenn sich bereitwillige Spender finden, können die 15 000 Studenten der Freien Universität Berlin ab 20. November 1964 eine »Beratungsstelle für Intimfragen« besuchen, die die Studentenvertretung der Medizinischen Fakultät gemeinsam mit

dem ASTA einrichten will. Ein Raum für die Beratungsstelle ist im Studentendorf der FU in Berlin-Schlachtensee unter tatkräftiger Mithilfe des studentischen Bürgermeisters gefunden worden. Die Leitung wird einer Psychologin übertragen, die hauptberuflich die Psychiatrische Untersuchungs- und Beratungsstelle eines Gesundheitsamtes führt. Persönliche Beratung der männlichen und weiblichen Kommittees soll durch Aerzte erfolgen und unentgeltlich sein.

Neben den wöchentlichen Einzelberatungen sollen im Abstand von 14 Tagen Kolloquien stattfinden. Themen dieser Gespräche werden u. a. folgende Probleme sein: Vorehelicher Geschlechtsverkehr, Onanie, Homosexualität, Prostitution, Impotenz, Sexualneurosen und Abtreibung. Der Rektor der FU, Professor Dr. Herbert Lüers (Allgemeine Biologie und Genetik), hat bereits sein Interesse an diesem revolutionären Unternehmen an einer deutschen Universität bekundet. Die Studentenvertretung versucht zur Zeit noch weitere Geldgeber zu finden, die den sexuellen Problemen der Studierenden aufgeschlossen gegenüberstehen.

VDS in Anrisse, Studentenzeitschrift der TU Berlin

Studentenbibliothek

Seit vielen Jahren gibt es eine Kommission beider Hochschulen, die für die Studenten Zürichs die wichtigsten Neuerscheinungen der Schönen Literatur aussucht und anschafft. Diese Anschaffungen sind in einer Studentenbibliothek zusammengefasst, welche der Zentralbibliothek (Zählerplatz) angegliedert ist. Wer also Lust nach Ablenkung vom Pauken verspürt, suche sich dort ein Buch nach seinem Geschmack aus!

Einige Neuschaffungen dieses Semesters:

Frisch	Mein Name sei Gantenbein
Dürrenmatt	Komödien II
Böhl	Entfernung von der Truppe
Beaty	The Siren Song
Arpino	L'ombra delle colline
	Peter Schulz,
	Präsident der Bibliothekskommission

Spötter mit Charme und Witz

Es ist der Studentenschaft noch einmal gelungen, den bekannten Vortragskünstler Horst Bogislav von Smelding zu einem Leseband nach Zürich zu verpflichten. Nach dem letztjährigen Grosserfolg mit Wilhelm Busch dürfte das diesjährige Programm »Spötter mit Charme und Witz«, wobei Lessing, Gellert, Heine, Morgenstern, Kästner u. a. zu Worte kommen werden, für einen amüsanten und erfrischenden Abend garantieren. Der Rezitator, der überall vor vollen Sälen liest, muss der Zürcher Studentenschaft nicht besonders vorgestellt werden. Die Studierenden der Zürcher Hochschulen sind zu dieser Veranstaltung, die am Montag, 1. Februar 1965, 20.15 Uhr, in der Aula der Universität (Hauptgebäude, 2. Stock) stattfindet, herzlich eingeladen. Der Eintritt ist frei.

sich aber ihre Ueberlegenheit vielleicht nur einredet. Wenn geschickte Frauen sich mit ihrer Intelligenz selber schmeicheln, wenn sie sie herausstreichen und bei jeder unpassenden Gelegenheit produzieren wollen, dann kann es ihnen natürlich schon so gehen; aber dann sollen sie den Männern nicht solche Vorwürfe machen. Wenn es die geschickten Frauen verstehen, Geist und Weiblichkeit zu integrieren, wie das Modewort heutzutage heisst, dann müssen sie sich keinen solchen Kummer machen; denn die Männer reagieren nicht unbedingt so. – Man muss sich vielleicht so fragen: Ist es für mich das grössere Kompliment, wenn man meine Intelligenz rühmt, oder das grössere, wenn ich höre, dass ich hübsch sei? Solange das zweite der Fall ist – und ich finde das richtig –, geht es einer Frau sicher nicht so wie da beschrieben! – Unter Studentinnen gibt es allerdings oft eine gewisse Angst vor dem Unintellektuellen, vor dem Gewöhnlichen, die sie vielleicht ganz gern mit einem Vorwurf an die Männer – sie hätten »Angst vor intelligenten Frauen« – tarnen. Ich möchte aber nicht ganz und gar abstreiten, dass es nicht auch Gesichtern wie die im Artikel

beschrieben gebe. Bei den Männern ist es zwar vielleicht nicht einmal Angst, sondern einfach Gleichgültigkeit oder eine Art Müdigkeit; aber ein akutes allgemeines Problem ist das bei uns sicher nicht!

Und die Aeusserung der Studentin Nr. 6 mag gerade als Zusammenfassung stehen: »Eines ist sicher richtig: Mit intelligenten Frauen lässt sich weniger gut flirten als mit andern. Für kleine Abenteuer eignen sich geschickte Frauen schlecht; sie sind sich selber zu gut dafür. Man kann mit einer intelligenten Frau also nicht so unbeschwert ausgehen wie mit einer einfacheren. Man kann ihr nicht so leicht imponieren. Sie fügt sich nicht in die bescheidene Rolle des Mädchens, wie es in den schönen Studentenliedern vorkommt, also des Mädchens, das neben Bier und Kartenspiel auch noch etwas ist, das Vergnügen macht.

Ich will damit sagen: Die geschickte Frau weiss sehr wohl zu unterscheiden zwischen »Flirt« und »Liebe«. Wer bei ihr nur etwas Abendunterhaltung sucht, ist an der falschen Adresse. Sie schaut mit Verachtung auf die Langhaarigen, die sich da den Männern auf den Schoss setzen und sich damit

zufriedengeben, als Zeitvertreib zu dienen. Das will sie nicht und kann sie nicht. Sie sucht mehr und verlangt mehr – eine Bindung, die zu etwas führt. Und sie ist darum auch bereit, mehr zu geben; sie ist zu einer guten Freundschaft bereit.

Nun ist es aber eine grobe Verallgemeinerung, zu behaupten, es gäbe nur Männer, die in diesem Sinne Abendunterhaltung suchten, die nicht auch zu einer echten Beziehung bereit wären. Das bestätigt die Erfahrung nicht. Gerade die intelligenten Männer wünschen sich doch im Grunde auch eine etwas ernsthafte Bindung, und das heisst eine Frau, die etwas Sinn hat für das, was der Mann im Kopf hat, die vielleicht auch fähig ist, Kinder vermünftig zu erziehen, eine intelligente Frau also – oder, ich möchte diesen Ausdruck etwas korrigieren: eine kluge Frau. Klug, das ist das richtige Attribut für eine Frau – »intelligent« tönt schon etwas nach Blaustrompf.

Und zur Klugheit ihrer Frau gehört doch gerade, dass sie ihre Intelligenz richtig verwaltet, dass sie also ihre Geschicktheit nicht andauernd hochspielt. Und gerade in dieser Hinsicht machen, glaube ich, viele Frauen Fehler: Sie versuchen einen Minder-

wertigkeitskomplex zu kompensieren und überzukompensieren und verkrampfen sich dann, versteifen sich auf ihre Intelligenz. Dann hört man die Entschuldigung: »Ich bin viel zu intelligent für ihn!« Und dann kommen auch die Vorwürfe, die in diesem Artikel stehen. Ich glaube also, man kann die Schuld für solche Unfälle, wie sie da beschrieben werden, nicht einfach den »faulen Studenten«, denen es zu anstrengend geworden sei, Studentinnen zu lieben, in die Schuhe schieben. In dieser Richtung scheint mir der Artikel zu übertreiben.«

★

Vielleicht gibt es auch noch manche Studentin, die mit dem Artikel oder mit diesen Ansichten ihrer Kommittees nicht einig ist und die sich zu Widerspruch provoziert fühlt. Vielleicht möchten auch die Herren Angeklagten, bei aller Rührung über die Eloquenz ihrer Verteidigerinnen, noch selber zum Wort kommen. Der »Zürcher Student« wird interessante Beiträge zum Thema selbstverständlich gerne abdrucken, auch dann, wenn deren Verfasserinnen oder Verfasser ihre Namen oder Initialen weggelassen sehen möchten.

schl

Eine Stelle nach Mass

Eine berufliche Tätigkeit, die Ihrer Ausbildung an der ETH entspricht, wäre zweifellos für Ihre künftige Laufbahn sehr wichtig. Als angehender Elektroingenieur müssen Sie sich entscheiden, welche der vielen Chancen Sie nutzen wollen, welche Richtung Sie Ihrem Berufsweg geben möchten. Es ist nicht einfach, in dieser Situation den richtigen Weg zu finden. — Wenn Sie sich aber mit uns in Verbindung setzen, werden erfahrene Fachleute Sie bei der Wahl Ihres Arbeitsgebietes beraten. Sie werden gemeinsam mit Ihnen überlegen, wo Sie die besten Aussichten haben. Wofür Sie sich auch interessieren, in der MFO stehen Ihnen viele Wege offen. Wir sind auf allen Gebieten der Starkstromtechnik tätig. Wofür Sie sich auch entscheiden, tüchtige Mitarbeiter brauchen wir überall.

MASCHINENFABRIK OERLIKON
 Personalabteilung für Angestellte
 Telefon 48 18 10 / intern 297



Demmig-Bücher

Vom Zählen bis zur Gleichung 1. Grades	DM 7.80	Arithmetik u. Algebra	DM 6.—
Von Proportionen bis zur Gleichung 2. Grades	DM 9.60	Differentialrechnung	DM 11.50
Vom Punkt bis zum Kreis	DM 6.50	Integralrechnung	DM 5.80
Von Koordinaten bis zu Funktionsgleichungen	DM 8.50	Differentialgleichung	DM 4.30
Gleichungen der Geraden	DM 6.50	Statik starrer Körper	DM 11.50
Gleichungen von Kreis, Ellipse	DM 6.50	Festigkeitslehre	DM 11.50
Hyberbel und Parabel	DM 8.50	Dynamik des Massenpunktes	DM 7.50
		Dynamik des Massenkörpers	DM 5.—
		Einführung in die Vektorenrechnung	DM 3.—

vermitteln grundlegende Kenntnisse in leicht fasslicher, prägnanter Darstellungsart. Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder per Nachnahme vom

Demmig Verlag Kom. Ges. — 61 Darmstadt-Eberstadt

OLYMPUS «E»



Hochleistungs-Mikroskope

Olympus fabriziert Mikroskope seit 1919

Jedes Modell weitgehend ausbaufähig.

Beste Referenzen und schweizerisches Attest über Optik und Mechanik.

Preise ab Fr. 776.50 (Monokular)

Sofort ab Lager lieferbar.

Vorbildlicher Service in der ganzen Schweiz.

Zentralstelle der Studentenschaft
 Haus der Uni-Kasse, Künstlergasse 15

MIGROS

Die Zeitung in der Zeitung

Wie es begann

«Am Anfang war die Erkenntnis», schrieb Gottlieb Duttweiler, als er im Jahre 1941 die Migros AG in eine Genossenschaft umwandelte. Und er fuhr fort: »16 Jahre hatte ich — vom Lehrling bis zum Teilhaber einer weltbekannten Lebensmittelfirma — nur im Grosshandel zu tun. Da ging die Rechnung um 1 oder 2 Prozent Verdienst. Dann war ich Pflanzler in Brasilien. Da sah ich, wie mühsam und langsam der Boden Frucht hervorbringt.« Er schilderte dann den Weg der Kaffeebohne vom Baum bis auf den Ladentisch in der Schweiz und stellte erstaunt fest: »Hier aber beanspruchte eine unvollkommene Verteilung für das Ueber den Ladentisch Reichen' eben so viel Entgelt, wie der Pflanzler für sein Produkt überhaupt erhielt.« Diese Erkenntnis führte ihn zu jener zwingenden Schlussfolgerung, die den Anfang der Migros bedeutete: »Mit einmahl war die Erkenntnis da: Die Produktion hat in den letzten Jahrzehnten ihre Leistungen multipliziert — die Verteilung ist in der alten Zeit steckengeblieben — ihre verkalkten Kanäle vermögen den Segen nicht zu schlucken. Der Weg musste gefunden werden: So entstand der Wille zum Brückenbau der Migros.«

Das mit dem »Brückenbau« hört sich im Nachhinein so echt schweizerisch-seriös an. Die Wirklichkeit jenes 25. August 1925 sah wesentlich anders aus. Es war nicht mehr und nicht weniger als das Vabanque-Spiel einer mit 100 000 Schweizer Franken Kapital gegründeten Lebensmittelfirma, das nach damaligen Verhältnissen schon in wenigen Tagen ein unruhliches Ende nehmen konnte. Dass es nicht dazu kam, hat seine Ursache zum ersten in der unersüchtlichen Zuversicht Gottlieb Duttweilers, die seinen zunächst kleinen Mitarbeiterstab zu höchster Leistung mitriss, und zum zweiten in der Tatsache, dass er sich bei seinen künftigen Kundinnen, die er von Anfang an als Partnerinnen sehen wollte, im festen Willen zum Mitmachen nicht getäuscht hatte. Von Anfang an war die Geschichte der Migros weitgehend die Geschichte dieser Partnerschaft.

Die »tollen Jahre«

Diese Hausfrauen sind es auch, welche die ersten Anfeindungen zu erdulden haben — sogar noch bevor sämtliche natürlichen und unnatürlichen Feinde mit ihrem jahrzehntelangen Antimigros-Feldzug beginnen. Die ersten

Geplänkel sind solche des Wortes. Ihre Schauplätze: die Läden, in denen die ersten »Migros-Ketzerinnen« seit Jahren Kundinnen waren und wo sie nach wie vor alles kaufen, mit Ausnahme jenes halben Dutzends Artikel, welche die Migros anbietet hat. »So, kaufen Sie auch bei diesen Hausierern?« ruft man ihnen verächtlich zu. Das Wort war natürlich als Schimpf gemeint, entsprach aber nichtsdestoweniger den Tatsachen. Denn Gottlieb Duttweiler hatte wirklich ein Hausiererpatent erworben. Nur hat man sich bisher unter »Hausieren« etwas wesentlich anderes vorgestellt als den Verkauf von Lebensmitteln per Wagen. Auch hier waren in der Folge zahllose behördliche Hindernisse zu nehmen.

Aber die Gegner begnügten sich nicht mit Worten. Sie wurden sehr rasch massiver, und die Ereignisse begannen sich zu überstürzen. Sie sind gekennzeichnet durch das, was heute dem ganzen Schweizer Volk sattsam bekannt ist: Verleumdung der einwandfreien Warenqualität am Wagen. Erpressung der Migros-Lieferanten, Boykott, kleinliche Behördenchikanen, persönliche Verunglimpfungen, Prozesse, Pressekrieg, Verdächtigung sämtlicher noch so ehrbarer Motive der Migros und ihres Gründers. Musikalisch gesprochen, könnte man jene turbulenten Jahre als einziges »Allegro furioso« bezeichnen.

Aber für die Migros galt als Maxime jenes Wort von Friedrich Nietzsche: »Was mich nicht umbringt, macht mich stärker.« In der Praxis aber offenbarte sich in der Reaktion der Konsumenten ein typisch schweizerischer Charakterzug, den Duttweiler — bewusst oder unbewusst — in sein »groses Spiel« einkalkuliert hatte. Wir Eidgenossen ertragen es nämlich sehr schlecht, wenn mit vereinten Kräften über jemanden hergefallen wird, der erstens schwächer und zweitens der Bringer einer von uns als gut erkannten Sache ist. Dann schlagen wir uns normalerweise spontan auf die Seite des letzteren. Und das geschah im Falle der Migros je länger je mehr. Mögen auch später oft unüberwindlich scheinende Schwierigkeiten für das Unternehmen aufgetaucht sein — den entscheidenden Sieg hat es im ersten Jahre seiner Existenz errungen. Er bestand darin, dass in Zürich, wo die ganze Sache begann, die Preise zahlreicher Lebensmittel nicht nur zu kleinem aufhörten, sondern sogar zu sinken begannen. Auch jeder Nichtkaufmann kann sich leicht vorstellen, wo wir heute mit unseren Lebenskosten ständen, wenn jenes Stoppsignal nicht errichtet worden wäre!

Aber gerade gegen diese für jedermann spürbare Leistung brandete vor allem von politischer Seite her ein wahrer Wust von unsinnigen Argumenten auf. Sonst hätte man damals nicht schwarz auf weiss lesen können: »Die Migros AG hat von hinter ihr stehenden Organisationen des Grosskapitals Mittel erhalten, um mit Gewalt und unter Verlusten die Lebenskosten zu senken, damit der schon längst in Aussicht genommene Lohnabbau möglich werde.« Zusammenfassend lässt sich von jenen Kampfjahren sagen, dass ihre Dokumente auf die heutige Generation wie ein schlechter Räuberroman wirken. Als Verfasser aber zeichneten die Gegner der Migros!

Aus 6 wurden 3200

»Bescheiden fing's beim Gottlieb an...«, spöttelte einst in den Anfängen der Migros eine bekannte satirische Zeitschrift — nämlich mit ganzen sechs Artikeln, den Hausfrauen dargeboten in fünf wenn auch fabrikneuen, so doch nach heutigen Begriffen recht klapprigen Ford-Lastwägelchen. Unter sechs Artikeln konnte 1925 die Migros-Kundin »wählen« oder gleich das ganze Sortiment kaufen. Da wurde ihr die Wahl noch nicht zur Qual.

Heute sieht sie sich im modern eingerichteten Migros-Markt einem verlockenden Angebot von 3200 Artikeln aus (fast) aller Herren Ländern gegenüber. 87 Länder breiten vor ihr aus, was ihr Boden und ihre Fabriken hervorbringen — natürlich zum Migros-Preis. Vieles hat sich geändert, aber eines nicht: Der leidenschaftliche Wille zum Dienst am Konsumenten.

Mit der so gewaltig gestiegenen Artikelzahl wuchsen auch parallel die Anforderungen an uns! Neben der eigentlichen Warenbeschaffung und dem Auffinden günstiger Einkaufsmöglichkeiten in aller Welt fällt uns auch eine hohe Mitverantwortung an der Preispolitik zu, die ihre Auswirkungen über das ganze Land zeitigt. Mit der richtigen Beurteilung der Weltmärkte, der Ernteaussichten und der mutmasslichen Preisentwicklung im Ursprungsland nimmt die Leistungsfähigkeit der Migros und damit ihr Einfluss auf die Marktbewirtschaftung und die Marktdynamik ihren Anfang — im Dienst am Konsumenten, anstatt an der ganzen Volkswirtschaft.

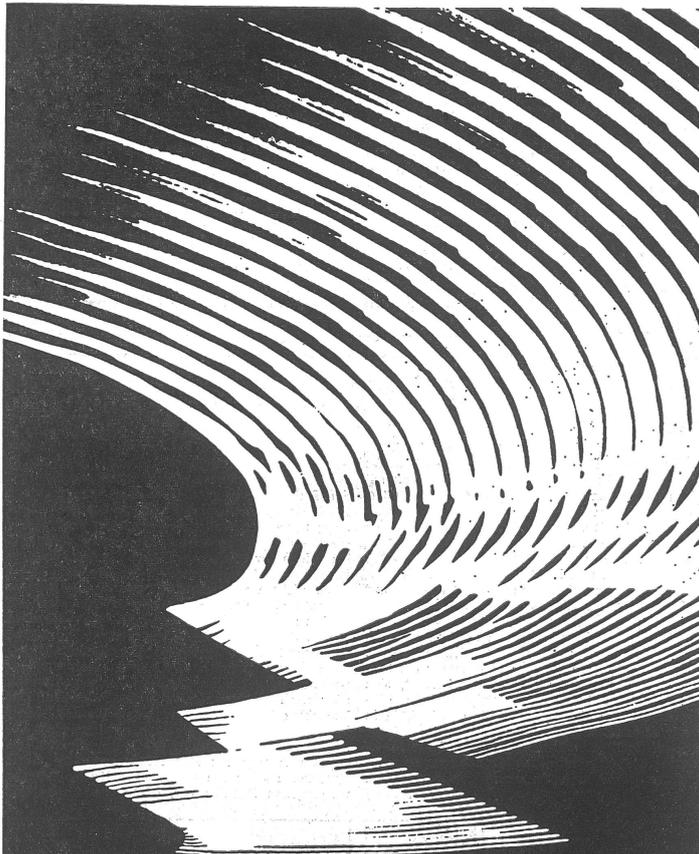
Wir zitieren aus dem »Wir Brückenbauer«:

40 Jahre alt? Nein! 2 x 20 Jahre jung!

Jung wollen wir bleiben und kämpferisch, wie es die Migros unter ihrem Gründer, Gottlieb Duttweiler, seit 1925 immer war. Der Kampf für den Familientisch, für Recht und Gerechtigkeit geht weiter. Die Förderung der kulturellen, sozialen und wirtschaftspolitischen Aktionen wird dem Ausbau des Warengeschäftes nicht nachstehen. »Schöner leben für alle« gilt auch in Zukunft. Das Jubiläumjahr soll nicht nur Anlass zum Feiern sein. Durch Mehrleistung auf allen Gebieten wollen wir beweisen, dass 2x20 Jahre jung kein leeres Schlagwort ist.

Es ist uns aber auch Anlass zum Danken: — unseren Genossenschaftlern und Freunden für das Vertrauen und die Treue, die sie uns in den vergangenen vier Jahrzehnten geschenkt haben, — dem Personal aller unserer Unternehmungen für seinen unentwegten Einsatz, — Frau Adele Duttweiler für ihr Verständnis und ihre stete Bereitschaft, uns mit ihrem Rat zur Verfügung zu stehen.

Und nun frisch ins 5. Jahrzehnt! Der »Migros-Geist« wird auch in Zukunft lebendig bleiben.



Uniball 6. Februar

Werkstattgespräche

Sie sind grosse Mode geworden, die Werkstattgespräche. Die Entwicklung ist eigentlich sehr schnell vor sich gegangen und bereits sehr weit gediehen. Erst hat man sich mit Gesprächen begnügt, dann ist eine Art neuerer Literaturgattung entstanden, bis das Fernsehen, das in Europa ja leider sein Programm noch nicht farbig ausstrahlen kann, begonnen hat, Orchesterproben ins Programm aufzunehmen. Dies offenbar, damit eine weitere Schicht von Leuten wohl in den Bann der Musik gezogen werden könne, die bisher geglaubt haben, das Verständnis für Musik könne nicht gleichsam in Abendkursen erlernt werden.

Dem Bedürfnis unserer Mitmenschen in dieser Zeit, Einblicke tiefster Art durch Werkstattgespräche zu erhalten in Gebiete, von denen sie bisher nichts oder nur vom Hörensagen etwas gewusst haben, dürfen sich wohl die Studenten nicht verschliessen. Dies um so weniger, wenn es um den Uniball geht.

Der Hauptdruck fast aller Leute, die einmal einen Uniball besucht haben, ist sicher der einer rauschenden Ballnacht. Dem ist auch gut so. Denn wenn sich diese Annahme bestätigt, ist der Ball gelungen. Die Frage, weshalb der Ball gelungen ist, wird sich wohl kaum einer stellen. Dafür gibt es ja Studenten, die ihr Studium studentischen Dingen oft jahrelang widmen. Von ihnen und von ihrer Arbeit zu sprechen, wird das Werkstattgespräch über den Uniball ergeben.

Ein Uniball beginnt – etwas Erhebendes ist damit noch nicht verraten – schon Monate vor dem eigentlichen Ballabend. Die das ganze Jahr bestehende Festkommission erweitert sich zur Vorbereitung des Uniballs in die UBAKO. Richtig: U-B-A-K-O. Auch Studenten haben das Recht, in Abkürzungen zu reden; eigentlich ganz unklare Gebilde erhalten so durch Abkürzungen ihres Namens eine gewisse Vertraulichkeit, so dass sie bald in aller Leute Mund sind. Leute, die nicht genau im Bilde sind, wovon gesprochen wird, wenn verstümmelte Namen ins Gespräch so leicht hin eingestreut werden, verstehen eben nichts von dem grossen Drang ihrer Mitbürger zu Zusammenschliessen, die sich ja nicht in solchen regionaler Natur erschöpfen müssen.

Der wissbegierige Mitleser wird sich aber bald im klaren sein, dass selbst eine UBAKO den Ball nicht alleine wird zusammenstiefeln können, dass jetzt erst recht eine Art Menschenjagd veranstaltet wird. Natürlich wird sie zuerst mit wissenschaftlicher Genauigkeit programmiert werden. Es ist so kein Zufall, dass das Poly für die Organisation ihres Balles gerade 800 Leute als Helfer gebraucht hat, zuzüglich einer mehrköpfigen KO. Wenn die UBAKO ihre Programmarbeit geleistet

haben wird, ist die Wahrscheinlichkeit gross, dass es sich ebenfalls um gegen 800 gesuchte Helfer handeln wird. Wozu so viele Leute nötig sind, ist jedoch nicht gerade auf den ersten Blick klar. Obgleich aber der Uniball 1965 das Motto »La grande illusion« tragen wird, ist die ganze Aufbauarbeit keine Illusion, weder eine grosse noch eine kleine.

Die UBAKO braucht nicht nur Helfer für das Erstellen von Dekorationsrahmen, sondern auch Losverkäufer, nebst solchen, welche die mit viel Arbeit verfertigten Dekorationen wieder heruntertragen werden, auch Leute, die die Telephonzentrale bedienen, die malen, die Filme vorführen, Gäste empfangen, sodann Leute, die kleben, nageln, lüften und Auskünfte geben. Dazu fehlen aber noch jene, welche sich mit Behörden und Briefschreiben abplagen müssen, diejenigen, die Ideen haben und sie zu verwirklichen wissen, und viele andere mehr.

Eine Mammutorganisation also, wird man, zufrieden mit den wertvollen neuen Erkenntnissen, feststellen. Dabei ist aber noch kein Wort gefallen über die hitzigen Sitzungen der paar verantwortlichen Organisatoren, über die Vorlesungen, die sie nicht besuchen werden können, und über die verschiedensten Verträge mit Wirten, Orchestern und anderen attraktiven Personen. Ein gutes Dutzend verschiedenster Musikformationen wird am Ball das Ohr der Lauscher und Tänzer verwöhnen. Natürlich steht an der Spitze der UBAKO ein



Präsident. Er ist nicht nur für die Zeit des Uniballs der exponierte Mann, sondern auch das ganze Jahr hindurch, da er auch aus arbeitsökonomischen Gründen der Festkommission vorsteht. Ob er aber nur die Fassade abgibt, hinter der seine Kollegen der Festkommission gleichsam als verantwortliche Minister der UBAKO die Arbeit zu besorgen haben, oder ob er das Heft der Organisation fest in den Händen hat, hängt nicht zuletzt von ausserubakolischen Faktoren ab.

Wer nicht eingeweiht ist in die studentische Bürokratie, wird mit Staunen wohl folgendes feststellen: Nicht nur der Verein zur Erzeugung biologisch gedüngten Gemüses, sondern auch die Studenten haben eine Art Generalversammlung. Eine Differenzierung kann höchstens erreicht werden mit der Feststellung, dass der Grosse Studentenrat – so heisst nämlich das studentische Wunderding – häufiger und in vornehmerem Rahmen tagen wird als sein Gegenstück im erwähnten Verein. Die zahllosen Studenten beider Rechte werden natürlich über diese vollkommen ajuristischen Ausführungen herfallen und sie zu zerzausen trachten. Es geht ja das Gerede, dass sie sonst nichts zu tun hätten. Das mag aber die Feststellung nicht anfechten, dass der Grosse Studentenrat, das heisst seine Mitglieder sich oft das Vergnügen leisten, die Arbeit an der Organisation eines Balles oder was es sei, möglichst zu erschweren, zum Teil wohl als Vorbereitung auf ihr späteres Wirken.

In unserem Werkstattgespräch sind schon beachtliche Vertiefungen erreicht. Entrüestet mag wohl einer die Frage stellen, ob das wirklich möglich sei, dass Studenten Arbeit von Studenten nicht zu unterstützen geneigt seien. Bevor man diese Möglichkeit empört als völlig unwahr ablehnen will, sei aber zu bedenken gegeben, dass von den eifrigen Studenten in studentischen Belangen oft allzuviel verlangt wird. Das rechnerische Problem wird auch für geborene Sprachwissenschaftler oder Theologen zu lösen sein, dass immer weniger Studenten als Mitwirker und Mittäter in Frage kommen werden, je mehr Fackelzüge im Jahr organisiert werden wollen. Es handelt sich nämlich um eine eindeutig indirekte Proportion. Mit um so grösserer Berechtigung werden sich die Organisatoren in der Zeit vor dem Uniball in ihrer Hoffnung bestärken, dass für ein einmaliges Ereignis sich auch mehr Leute als Mitarbeiter anbieten werden. Alle Dekorateurs, Schreiner, Grafiker, Elektriker und Maler werden nach einem gelungenen Ball zu ihrer Begeisterung auch ihren Stolz über die geleistete Mitarbeit hinzuzählen können.

So beginnt also die Festkommission, die UBAKO aufzufüllen mit organisatorisch begabten Studenten, die Aemter eines Materialchefs, eines Personalchefs und vieler anderer Chefs zu übernehmen haben. Die nächste Aufgabe liegt in der Bezeichnung der Saalchefs, mit denen nun der künstlerische Streit um den Uniball beginnt. Hat er sich entschieden, so ist der Ball erst so weit gediehen, dass Dutzende von Chefs vorhanden sind, aber noch viel zu wenig Mitarbeiter. Das Poly hat ihrer 800 gesucht, die Uni wird auch manch Hunderte brauchen können.

Was den Uniball erst zum Erfolg führen kann, sind *Werk(e) statt Gespräche*

Festkommission der Studentenschaft der Universität Zürich



Die Unibalkommission sucht:

Witzige Mitarbeiter, gutausgewiesene Reporter, »bissige« Schreiberlinge,

die gewillt wären, in ihrer Freizeit einige gerissene Beiträge für die Uniballzeitung zu schreiben, zu zeichnen oder auch zu sammeln.

Dazu die notwendigen technischen Daten: Die Zeitung trägt den Titel:

La grande ill UNI on

Sie soll dem Titel entsprechend von der grossen Illusion in Unifragen, Mensaproblemen und studentischen Unterkunftsöglichkeiten sprechen.

Dabei ist folgendermassen vorgehen:

Der Uniball 1965 findet nämlich im Zeichen der Einweihung der Hochschulgebäude am dem Strickhofareal statt. Am Vormittag des 6. Febr. 1965 hat Regierungsrat Dr. König das goldene Band durchgeschnitten und die Uniräumlichkeiten dem Publikum zur Besichtigung übergeben. Am Nachmittag haben sich Redner über Redner an das Mikrofon gedrängt und mit überheblichem Pathos, oft mit bissiger Würze an die andächtigen Zuhörer gewandt: Mensafragen, Wohnbauprobleme, Numerus clausus etc. wurden unter anderem als gelöste Aufgaben dargelegt.

Die Werktitel unserer Beiträge lauten:

Reportage über die einzelnen Reden (Auszüge). Stichwort: Zürcher Studentenleben – ein Traum. Interviews, Reportagen, Studentenumfragen. Stichwort: Kaum zu glauben.

Darstellung der Zustände von heute in der Sicht des Historikers.

Stichwort: Vor 75 Jahren.

Beiträge über die einzelnen Kuriositäten innerhalb der Studienrichtungen etc.

Um die Ausschmückung der Beiträge bemüht sich die Kommission. Sie wird versuchen, den Text durch Photomontagen oder Zeichnungen zu ergänzen. Redaktionsschluss: Montag, 25. Januar 1965, 19.30 Uhr. Fristverlängerung kann nach Rücksprache mit dem Präsidenten gewährt werden.



Aus den Räten

DC-Bericht

Am 17. Dezember um 17 Uhr tagte im Auditorium III der Delegierten-Convent der ETH. Auf der Traktandenliste standen wieder einige Anträge von nicht geringem Interesse. Präsident Erhardt konnte auch einige illustre Studentenvertreter anderer Hochschulen begrüssen, ausserdem bemerkte man unter den Zuschauern sogar einen Professor der ETH VMP-Präsident Althaus wurde als Tagespräsident gewählt. Assistenten vom AMIV-Präsident König und der VSETH-Sekretärin (Protokoll) leitete er die Verhandlungen zur Zufriedenheit des DC.

Nach den normalen Anfangsgeschäften verabschiedete der Rat endgültig die neuen Statuten und das Geschäftsreglement. Sie geben nun der Studentenschaft der ETH einen festeren inneren Zusammenhalt und bringen die an anderen Hochschulen schon längst erreichten organisatorischen Erleichterungen wie zum Beispiel den zentralen Autographienverkauf.

Die Jahresberichte der Kommissionen und der mit der Studentenschaft der Uni Zürich gemeinsam gebildeten einfachen Gesellschaften wurden alle ohne bemerkenswerte Kommentare genehmigt.

Darauf folgten die Jahresrechnungen: Der VSETH schloss mit einem Ausgabenüberschuss von ungefähr 7000 Fr. ab, was vom Rat nach kurzer Diskussion um Ausgaben für das Berghaus Chesa Selfranga, die das Konto des VSETH für ewige Zeiten zu belasten scheinen, angenommen wurde. Die Filmstelle wurde mit einem ziemlich kritischen Revisorbericht beglückt. Doch auch diese Rechnung wurde, wie auch diejenige der alle ohne bemerkenswerte Kommentare genehmigt.

Als nächstes Traktandum beantragte der Vorstand, auf die am letzten DC abgelehnte Kulturkommission zurückzukommen. Nachdem einige Votanten das Dafür und Dawider ausgiebig dargelegt hatten, gab Präsident Erhardt bekannt, dass er nun dreiviertel Jahre den Verband geleitet hätte und drei Hauptaufgaben des Verbandes

sehe: 1. Stadt, Kanton und vor allem den Bund vermehrt zur Lösung der heutigen Hochschulprobleme zu veranlassen, 2. Aktivierung des studentischen Gemeinschaftsgefühls auf praktischer Ebene und 3. mehr Zeitraum zur Förderung der Kultur und der Musse zu gewinnen, um die Persönlichkeit zu formen. Gerade der letzten Aufgabe habe er sich besonders stark gewidmet und sie auch am ETH-Tag den Professoren dargelegt (Vgl. Zürcher Student Nr. 6 »Ein Zwerg unter Riesenk«). Wenn nun der Rat diesen Antrag ablehne, so sei seine ganze Arbeit in Frage gestellt, da ein wesentlicher Teil seiner Interpretation der Verbandsfähigkeit von den Vertretern der Studentenschaft nicht akzeptiert würde, und er sähe sich ausserstande, den Verband weiterhin zu leiten. Der Rat war entsetzt. Den Delegierten wurde also quasi die Vertrauensfrage gestellt, obwohl in jenem Moment (gefühlsmässig) zwei Drittel der Delegierten für eine Kulturkommission gestimmt hätten. (Da aber Erhardt seinen Rücktritt nicht als Druckmittel sehen wollte, gab er seinen Entschluss trotzdem bekannt.) Zudem schloss sich Vizepräsident Rapp als Sprecher des übrigen Vorstandes dem Präsidenten an und gab bekannt, dass im Falle der Ablehnung alle übrigen Vorstandsmitglieder ihre Chargen zur Verfügung stellen würden. Mittlerweile war es zehn Uhr, und der Rat verlegte sich unter Lärm und vielen Ordnungsanträgen ins neue Verhandlungslokal Linde Oberstrass, wo nun die durch den Vorstand heraufbeschworene Situation neu überprüft wurde. Die frische Luft hatte den Delegierten anscheinend gut getan. Es wurde sachlich diskutiert, und schliesslich wurde die Bildung einer Kulturkommission mit 50 Stimmen gegen 6 Stimmen bei 4 Enthaltungen beschlossen.

Die neu zu bildende Internationale Kommission, die alle internationalen Probleme des VSETH (Betreuung ausländischer Praktikanten, Ueberwindung von Kontaktschwierigkeiten, Organisation von Fernaustauschen usw.) bewältigen soll, stiess zum Teil auf Ablehnung, weil man Doppelpurigkeiten mit den schon bestehenden Institutionen befürchtete. Nachdem sich aber die Vertreter des VASZ (Verband ausländischer Studierender in Zürich) für eine Internationale Kommission ausgesprochen hatten, wurde beschlossen, dieselbe zu bilden.

Auch dieses Mal hat der Rat die Neuregelung der Kommissionsentschädigung an den Vorstand zur Behandlung in der Fachvereinspräsidentensitzung zurückgewiesen. Offenbar scheut sich der Rat, in dieser heiklen Angelegenheit einen Schritt zu unternehmen, der für die Studentenschaft grössere Folgen haben könnte.

In den Wahlen wurden mehr als 20 neue »Funktionäre« gewählt. Es wird in der Geschichte des VSETH wohl einzig dastehen, dass sich so viele Kandidaten auf einmal finden liessen. Neu in den VSETH-Vorstand wurden Walter Stehrenberger III A/7 und Frederik Grever IV C/5 gewählt. Der bisherige Vizepräsident für Kultur, Toni Schneider, III B/5, und der Vizepräsident für Soziales, Marc Ducommun IX/2, traten nach einjähriger bzw. halbjähriger Vorstandstätigkeit zurück.

Um 0.15 Uhr musste die Sitzung auf das neue Jahr vertagt werden.

Am 6. Januar wurde die Sitzung im Auditorium Maximum unter dem gleichen Tagesbüro nach weiteren drei Stunden Verhandlungsdauer beendet.

In Anbetracht der Erhöhung des Ungarnstipendiums und der Bundesstipendien entschloss sich der Rat, die Entschädigung, die dem Vorstand für die Entschädigung des Präsidenten zur Verfügung gestellt wird, auf Fr. 3000.- pro Semester zu erhöhen. Dies soll ermöglichen, dass auch unbedeutende Studenten das Amt eines VSETH-Präsidenten übernehmen können.

Da das Budget 1964/65 einen Ausgabenüberschuss von Fr. 15 210.- vorsah, wurde es äusserst ausführlich behandelt. Als Wichtigstes ist zu sagen, dass Kocher beantragte, aus dem VSS (Verband Schweizerischer Studentenschaften) auszutreten und damit die 10 000 Fr., die der VSETH an den VSS abfließt, zu sparen. Nach längeren Diskussionen, an der sich hauptsächlich Präsidenten, Vizepräsidenten und Ex-Präsidenten verschiedener studentischer Organisationen beteiligten, entschied sich der Rat für die weitere Mitgliedschaft im VSS.

Unter dem Traktandum Varia erfuhr man noch vom Vorstand, dass das neue Studentenheim ca. 10 Millionen kosten werde und dass für die Studentenschaft kaum die Möglichkeit besteht, sich durch Mithilfe bei der Finanzierung ein Mitspracherecht zu sichern. Was für den VSETH in Frage kommt, ist die Ausstaffierung der Räume und eventuell die Gründung eines Pufferfonds, damit die Preise im neuen Studentenheim möglichst lange auf der alten Stufe gehalten werden können.

K. Wittorf

GSIR-Bericht

In seiner zweiten Sitzung dieses Semesters, am 15. Dezember, hatte der GSIR eine reichhaltige Traktandenliste zu behandeln. Der Vorsitzende, Bernhard Kamer, dankte der Studentenschaft im Namen der Kommission für praktische Entwicklungshilfe für die rege Beteiligung an der diesjährigen Kerzenaktion, die nicht zuletzt dank mundgerechter Propaganda so erfolgreich durchgeführt werden konnte.

Dann orientierte Urs Meier den Rat über den derzeitigen Stand der Planung des Mensa-Provisoriums: Da das Grundstück neben dem Kollegiengebäude, Eingang Rämistrasse, für den Bau eines Provisoriums freigegeben worden ist, hat die Planungskommission, der neben einem Architekten und einem Gastwirt ein Vertreter der Studentenschaft angehört, einen Plan erstellt, der ein Restaurationsgebäude und Parkierungsmöglichkeiten vorsieht. Fallen Regierungsrats- und Kantonsratsentscheide zugunsten dieses Projektes aus, so dürfte das Provisorium nächstes Jahr bezugsbereit sein. – Sodann wird ein Ratsmitglied auf den unhaltbaren Zustand hin, der durch die Bestuhlung des Lichthofs eingetreten sei.

Das nächste Traktandum befasste sich mit dem voraussichtlichen Defizit des Sonafes 1964, das – wie man sich nur zu gut erinnert – infolge des äusserst ungünstigen Wetters entstanden ist. In der Diskussion standen sich zunächst die alte und die neue FEKO gegenüber, indem die abtretende Festkommission nur eine abgeschlossene Rechnung übergeben wollte, während die neue FEKO die Buchhaltung sofort zu übernehmen wünschte. Da jedoch der GSIR kein Forum für kommissionsinterne Angelegenheiten ist, konnte auf dieser Basis nicht weiter diskutiert werden. Im weiteren befasste sich der Rat mit der Frage, wer das Defizit zu tragen habe, die WOKO oder die neue FEKO. Als dritte Möglichkeit besteht für solche Unglücksfälle ein Festfonds, der nötigenfalls zur Deckung des prekären Defizits in Anspruch genommen werden könnte. Diese Lösung wollte man aber noch nicht weiter in Betracht ziehen. Der Vorschlag der jetzigen FEKO, dass sie das Defizit in ihre Buchhaltung übernehme, gelangte nicht zur Abstimmung. Hingegen stimmte das Plenum dem Antrag zu: Der KStR legt dem GSIR Unterlagen über die finanziellen Ergebnisse der vergangenen Sonafes vor, damit der GSIR über

Uebernahme

Schreibarbeiten

nach Manuskript. Diskretion zugesichert
Beste Referenzen.
H. Schöne, Postfach 240, 8022 Zürich

Aus England: ein neuer Pfeifentabak!
BIG BEN

Folgen Sie dem Rat der Kenner, geniessen Sie diese wirklich grosse englische Mischung – unübertrefflich in Aroma und Geschmack



...wundervoll!

Beutel zu 50 g Fr. 2.20

Importiert durch Max Oettinger AG Basel

**Lichtpausen
Plandruck
Offsetdruck
Photokopien
Dissertationen**

Ed. Truninger

Inhaber: H. Hauri-Truninger
Uraniestraße 9
Zürich 1
Tel. (051) 23 16 40

TEA ROOM LUNCH ROOM

Welleubera
AM HIRSCHENPLATZ

BEI DER ZENTRALBIBLIOTHEK

Studenten mit Legi
auf Essen 10%



VARIANT

der Tuschefüllhalter für technisches Zeichnen. Das System VARIANT gibt Ihnen die Möglichkeit mit einem Halterschaft sieben austauschbare Zeichenelemente in Liniendicken

von 0,2 mm bis 1,2 mm zu verwenden.

Die abgesetzte Röhrenspitze verhindert das unterlaufen der Tusche.

Zirkelansatz-Gelenkstück für müheloses Kreiszeichnen Fr. 4.-

RAPIDOGGRAPH

der Tuschefüller mit Kolbenmechanik zum Zeichnen von 0,2 – 1,2 mm Liniendicken zu Fr. 13.50

Kleiner Satz (wie Abbildung) Fr. 60.50
Ersatzspitzen 0,2 mm Fr. 4.45
Ersatzspitzen 0,3 – 1,2 mm Fr. 3.95



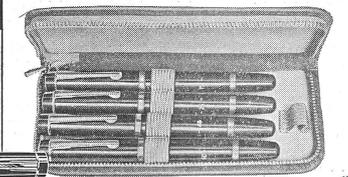
Verwenden Sie «rotiring»-Zeichentusche, lichtpausfähig in Farben: rot, gelb, grün, blau, braun und schwarz.



Leichter, schneller, rationeller arbeiten mit **rotiring** ZEICHENGERÄTEN



11-teiliges Sortiment in Plexiglasschalen Fr. 72.- oder in Etui (Abbildung) ab Fr. 76.-



Verkauf durch das Fachgeschäft. Ausführlicher Prospekt Nr. 704 durch das Fachgeschäft oder die Generalvertretung: KAEGI AG, ZÜRICH 1 Uraniestraße 40 Tel. (051) 23 53 30

den Rahmen zukünftiger Sonafes diskutieren kann. Unter Umständen ist durch den GStR ein höchstmögliches Defizit festzulegen, welches von der FEKO einzuhalten ist.

Ein jeden Winter wiederkehrendes Geschäft ist die Beschlussfassung über die Verwendung des Unball-Gewinnes, der üblicherweise der WOKO überwiesen wird. In Anbetracht des zu erwartenden Defizits des Sonafes 1964 fragten sich einige Ratsmitglieder, ob nicht die WOKO am Defizit beteiligt werden sollte, da sie bisher immer Nutznießer der finanziell günstigen Ergebnisse der verschiedenen Anlässe gewesen sei. In der Diskussion wiesen die meisten Votanten, sowohl aus der Kommission selbst als aus dem GStR, auf die ungenügende Finanzgrundlage der WOKO hin, die man aus diesem Grund keinesfalls mit dem Defizit belasten dürfe. Einen Antrag, der forderte, dass Festgewinne jeweils erst nach der Abrechnung für einen gewissen Zweck bestimmt werden, lehnte der Rat ab, während er dem Antrag gemäss dem Vorschlag der FEKO auf Ueberweisung des Unball-Gewinnes 1965 an die WOKO zustimmte.

Im nächsten Traktandum orientierte Frey Müller den GStR über die Reorganisation der WOKO: Zur Zeit ist die WOKO noch eine einfache Gesellschaft; aus juristischen Überlegungen ist jedoch die offene Vereinsform vorzuziehen, da sie den eminenten Vorteil bietet, dass der Verein nur mit seinen eigenen Mitteln haftet. Als drittes Vereinsmitglied - drei Mitglieder muss ein Verein mindestens umfassen - wird an der neuen WOKO neben der Studentenschaft der Uni und dem VSETH vorläufig der Corporationenverband, der in ihrem Rahmen aktive Studenten aller Schattierungen vertritt, beteiligt sein. Zur abgeschlossenen Umgestaltung wird der Rat zu gegebener Zeit Stellung nehmen.

Ueber die Ergebnisse des VSS-Kongresses in Liestal, 2.-6. Dezember 1964, erstattete Enrico Clerici, Präsident des KStR, dem Rat Bericht. Von der Zürcher Delegation wurde

Conrad Lerch, iur.

als VPU gewählt. Anschliessend an die Orientierung entwickelte sich eine ausgedehnte Diskussion über die vom KStR im VSS zu verfolgenden Linien, wobei, vielleicht um diese selten benützte Möglichkeit nicht in Vergessenheit geraten zu lassen, ein GStR-Mitglied seine Äusserung zu Protokoll gab: Der Rat beauftragte das GStR-Büro, im nächsten Frühjahr oder früher, sofern es die Geschäfte des VSS erfordern, in Dürrensch ein Seminar zu organisieren, das u. a. zur Meinungsbildung des KStR in grundsätzlichen Fragen

der Studentenpolitik dienen soll. Eine ausserordentliche Sitzung mit dem Thema VSS lehnte der Rat ab.

Vom Vorschlag des Rektors an die Schweizer Rektorenkonferenz über die Umwandlung der Stiftung »Sanatorium universitaire« nahm der GStR diskussionslos Kenntnis und stimmte einer allfälligen semesterlichen Beitragsleistung von Fr. 1.- pro Student zu.

In einer Interpellation fragte das GStR-Büro den KStR an, inwieweit die Schaffung eines Informationsdienstes und einer Pressestelle informiert worden sei und wie er sich die künftige Informationsarbeit vorstelle, da ja der KStR im Laufe des letzten Sommersemesters den Auftrag erhalten hatte, die Frage eines studentischen Pressedienstes zu überprüfen. Vom KStR teilte Franz Germann dem Rat mit, dass der Semesterbericht jeweils allen Zeitungen zugestellt werde; sonst entscheide

der KStR von Fall zu Fall. In der Folge stimmte der GStR dem Antrag, die Pressestelle als gegenstandslos zu erklären, zu.

Im Traktandum Wahlen mussten zwei Chargen neu belegt werden. Mit Akklamation wählte der GStR: Margrit Praxmarer, oec. als Rechnungsrevisions-Suppleantin, Harro v. Senger, iur. als Mitglied der Lesesaal-Kommission.

Aus dem Kapitel Varia ist zu vermerken, dass ein kompetenter Gast den GStR ermahnte, die Konventionen zu wahren und nicht in den Sumpf der Formlosigkeit abzuschlittern. Weiter wurde die FEKO gebeten, dem Rat eine Stiftung zwecks Prämierung des dümmsten Votums zu machen. - Kurz nach halb zwölf Uhr konnte der Präsident die Sitzung schliessen.

R. Leimbacher

Neue Gesichter im VSETH-Vorstand

Vor einigen Wochen hat Toni Schneider eine seiner vielen Pfeifen zum letzten Male im Büro des VSETH ausgeklopft, seine Siebensachen gepackt und ist das mit »Tannen«-Düften durchsetzte Treppenhaus hinabgestiegen - als Ex-VPK (Vizepräsident für Kultur). Es war ihm zweifellos eine Erleichterung anzumerken, hatte er sich doch während eines Jahres mit vollem Einsatz der Studentenschaft gewidmet und teilweise über Gebühr sein Studium beiseite gelegt. Das schönste Abschiedsgeschenk, das er den Studenten gemacht hat, ist zweifellos der Studentenfürher. Aber auch an manchen anderen Veranstaltungen, organisatorischen Problemen und überall dort, wo ein tüchtiger Mann fehlte, hat Toni ohne viel Aufhebens zu machen mitgeholfen. Als sein Entscheid, das Amt des VPK niederzulegen, im Vorstand bekannt wurde, wurde allen, besonders aber den Baslern das Herz schwer, verliess uns doch nicht nur ein tüchtiger Administrator, sondern auch ein lustiger, verschnittener Sprüchekammer. Für den Fortgang seiner Studien wünscht ihm der VSETH-Vorstand alles Gute und viel Erfolg.

Neben dem Klagediel gibt es aber auch wieder etwas Erfreuliches zu berichten. Am letzten DC wurden gleich zwei neue Vorstandsmitglieder mit überwältigender Mehr gewählt. Mit dieser Wahl ist der VSETH nach fast einem Jahr des reduzierten Bestandes wieder vollzählig beisammen.

Als Nachfolger von Toni Schneider wurde Fredrik Grever gewählt. Fredrik stammt aus Amers-

foort in Holland und ist Student an der Abteilung IVC (Metallurgie). Die engen Verbindungen, welche Holland mit der Schweiz hat, vor allem mit Basel - man denke doch nur an die verbindende Nabelschnur, die da heisst Rhein - prädestinierten Fredrik geradezu, den Platz von Toni einzunehmen. Seine Sporen hat der neue VPK während fünf Semestern im VCS, in der Hollandia und im Verwaltungsrat der SAB abverdient. Die Tätigkeit des VSETH ist ihm auch schon von DC her vertraut. Es hat uns besonders gefreut, dass sich auch unsere ausländischen Kommilitonen aktiv an der Gestaltung des VSETH beteiligen möchten, was durch die Wahl von Fredrik in besonders hohem Masse möglich wird.

Mit dem Posten des Vizepräsidenten für Soziales wurde Walter Stehrenberger betraut. Der Aufgabenkreis des VPS ist wohl einer der grössten und steht ständig im Lichte der Aktualität. Es ist deshalb verständlich, dass ein energischer und hartnäckiger Mann an dieser Stelle stehen muss. Wir sind überzeugt, in Walter diesen Vertreter gefunden zu haben.

Walter Stehrenberger stammt aus Luterbach bei Solothurn. Nach Abschluss seiner Lehre hat er drei Semester am Technikum studiert, von wo er der Schritt ans Poly gewagt wurde. Das Wagnis hat sich gelohnt, denn Walter hat mit Erfolg die Klippen des Studiums umschifft und steht nun im 7. Semester der Abteilung IIIA. Auch er ist mit der Arbeit des VSETH vertraut, sass er doch



Mengia Cafilich mit ihrem tönernen Liebling. Unterdessen hat sie ihn allerdings weitergeben müssen an Enrico Clerici, der den Wanderpreis für das dümmste Votum am DC mit einem denkwürdigen Satz gewann. Pete Meier, VP im VSETH-Vorstand, hat in verdankenswerter Weise das Protokoll-Tonband nochmals abgehört - man bedanke, was das heisst! - um den genauen Wortlaut herauszufinden: »Meine Damen und Herren, ich möchte nur sagen, dass wir eigentlich sehr gute Beziehungen haben, der Stöffi und ich.« (Applaus)

einige Zeit als DC-Mitglied im Studentenparlament. Daneben ist er aber dem VSETH-Vorstand als äusserst aktiver »étudiant de base« bekannt, der am Seminar in Dürrensch durch präzise und konkrete Arbeit auf dem Sektor »Soziales« hervortrat.

Wir wünschen den beiden Neueingetretenen eine fruchtbare und erfreuliche Arbeit zum Wohl des Verbandes.

Für den VSETH-Vorstand
H. Link, Quästor

Markus Kutter

Sachen und Privatsachen

Notizen aus dem Standort Schweiz

Fortsetzung von Seite 1

gelassen hat, finde ich eine Rezension über sozialpolitische Untersuchungen, die sich mit der Struktur der arbeitenden Bevölkerung von 1970 und mit den Auswirkungen der Automation befassen. Das ist eine gute Lesung, die man als gewöhnlicher Leser mit einer oder zwei freien Lesestunden im Tag gar nicht mehr zur Kenntnis nehmen kann. Ist einsteils die Nähe des angestrebten Termins, nämlich von heute an gerechnet nicht einmal acht Jahre, andernteils der auffällig grosse Grad von Unsicherheit.

Nach der Rezension zu schliessen, sind diese Untersuchungen mit Fragezeichen, mit Möglichkeiten zum Sowohl-als-auch durchsetzt, wegen weniger Prognosen, als dass sie Hypothesen aufstellen, sagen: kann sein, kann aber auch nicht sein und verfahren wie die Geographen früherer Jahrhunderte, die zwar die Kontinente mit schwarzen Linien umrandeten, aber die Territorien weiss liessen. Man denke sich dasselbe in früheren Jahrhunderten: dass der Pastor des 16., der Kameralherr des 17., der Naturwissenschaftler des 18., oder der Professor des 19. Jahrhunderts ihre Unwissenheit und Unsicherheit darüber deklariert hätten, wie die Gemeindeglieder, Untertanen, Bürger und Arbeiter in acht Jahren leben würden! Der Protest der Welt wäre ungeheuerlich gewesen. Heute bleibt der Soziologe ungestraft, und mit ihm räteln die Zeitgenossen an Dingen, die einfach sehen und in Wirklichkeit undurchschaubar geworden sind.

Einfälle statt Marktforschung

Es gehört zum Reiz der Werbung, dass sie solche Probleme auf den Arbeitstisch legt. Zum Beispiel: Wie soll sich eine Zeitung entwickeln? Das mag einst ein wirtschaftliches Problem der Herstellung gewesen sein, später ein politisches, noch später ein ethisches der Redaktoren (sollen wir uns nach dem Publikums geschmack richten?) - heute führt selbst die Marktforschung oft mehr ins Dunkle als ins Licht. Typisierte Vorstellungen laufen fort (ich will nicht der sein, als der ich angesprochen werde), plötzlich schert des Umbruchs oder der Inserate wegen ein ganzer Teil der alten Leserschaft aus; wo man den Markt gesättigt glaubte, holt sich ein Testmagazin in kurzer Zeit sechsstelligen Leserzahlen. Daneben macht's einer mit Biederheit (mit Sex lässt sich

ja keine Auflage verkaufen): Je präziser die Unterlagen werden - die Marktforschung wird auf Lochkarten gemacht -, desto dünner scheint die Realität zu werden. Plötzlich zählen wieder Spürsinn, Intuition, auch Mut zur Konsequenz und ein Einfalt, auf den die Marktforschung trotz Einsatz von Computern nicht hatte kommen können, erweist sich als der fruchtbringende.

Die Marktforschung ist deswegen nicht für den Papierkorb; aber es geht um die Hierarchie. Um die Platzierung des Kreativen im Apparat der Gegenwart. Wie halten wir das Kreative am Leben?

Ein neues Wort für Freizeit

Das ist - wieder der Rezension über die genannten Untersuchungen entnommen - die einzige fatale Übereinstimmung der Prognosen: dass im industriell-administrativen Bereich die wachsende Automatik eine Tendenz zur Zerteilung der Beschäftigten aufweist. Auf der einen Seite steht der Programmierer, an den ständig höhere Ansprüche gestellt werden, auf der anderen Seite der das Programm Ausführende, dessen Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit bald ohne jede weitere Eigenschaft ausreichen, und dessen kreativer Bereich zusehends verkümmert. Womit wird er das korrigieren? Mit Freizeit? - das scheint ein nichtiger Ausgleich, ein zu luftiges Gewicht, das zu bequem und schnell in die Gleichung passt. Auch fehlt dem Wort die Ironie, ohne die ein Korrelat mir denkbar erscheint. Da noch eher Spiel und gespielte Anteilnahme am Spiel - zum Beispiel eben der Fussballmatch. Ich kann mir denken, dass sich hinter dem dünnen Begriff Freizeit ein grosser Komplex verbirgt, den man neu taufen müsste. Wer hier das richtige Stichwort zu liefern versteht, kann vielleicht die Welt verändern. Das mit dem Wort Freizeit bezeichnete Potential ist wie ein Stausee, der seinen Abflussstollen noch nicht gefunden hat. Denn der Gegensatz von Beruf und Freizeit wird zunehmend unglaubwürdig.

*

Der Marxismus hat uns begreiflich gemacht, dass wir nicht in einer voraussetzungslosen Welt leben, sondern in einem System. Als was deklarieren wir es? Als Notwendigkeit? Als Willkür? Als einen Balanceakt zwischen sich stetig, wenn auch langsam verlagernden Gewichten, dessen Endzustand nie eintreten wird?

Haben wir Alternativen?

Was wäre das reine Gegenteil des Systems, in dem ich lebe? Für unsere Situation, das heisst für die Situation des in nachweisbarer Prosperität lebenden westlichen Europas, ist es kennzeichnend, dass der aktuelle Zustand zwar noch verbessert werden könnte, aber ernsthaft bei den wenigsten Leuten gegen einen ihm entgegengesetzten Zustand ausgetauscht werden möchte. Den möglichen Alternativen traut man nicht; für den praktischen Verstand haben alle Utopien etwas Verdächtiges oder zum mindesten Beschwerliches. Und wer nach Alternativen verlangt, tut es, anders als in früheren Zeiten, selten unter dem äusseren Zwang der Verhältnisse. Ernst Bloch war einer der letzten, dem die äusseren Zustände eine Zeitlang halfen, der Alternative den Namen des Prinzips Hoffnung zu geben - doch unter was für

Anstrengungen schon! Nun ist es auch für ihn, seitdem er im Westen sitzt, schwierig geworden. Die Utopien locken nicht mehr; das System legitimiert sich faute de mieux, es herrscht eine echte Ratlosigkeit. Das erklärt das Zögern, mit dem man jedem Aufruf zur Verteidigung dieses Systems folgt. Denn wohin strebt es schon? Man ahnt, dass die eigentliche Aufgabe darin läge, es mit Leben anzureichern, mit eben der Art Fülle, die man beim Elker, dem echten Romancier, voraussetzt.

Wir haben keine Utopien

Die Utopie aber als ein Fernziel und als ein Endpunkt des Strebens hat, in früheren Zeiten, immer wieder über die Härte der tatsächlichen Zustände hinweggetröstet. Die Reformationszeit zeigt, wenn man seinen Blick etwas von den grossen Fronten abwendet, unzählige solcher kleiner Fraktionen, die über die Armut und die Enge ihrer Verhältnisse zu utopischen Alternativen aufblicken und sich mit ihnen trösten; das marxistische Ende des 19. Jahrhunderts, die marxistischen Anfänge unseres Jahrhunderts zeigen das gleiche. Die Utopie gestattet uns, aus der Unerträglichkeit der faktischen Zustände zu entweichen, wenigstens im Geist, wenigstens mit der Hoffnung. Nur so können Zustände überhaupt hingenommen werden. Wenn aber die Utopie und ihr Trost ausgefallen sind, wird die Konfrontation mit der sozialen Wirklichkeit unerträglich. Ein Gefühl der Ausweglosigkeit macht sich breit. Selbst Zustände, die andern Epochen in so gut wie jeder Hinsicht als ideal und paradisiisch vorgekommen wären, beginnen Grimassen zu schneiden. (Liest man zum Beispiel Pestalozzi, so sieht man, dass seine Postulate, so weit sie sich auf Aeusserliches beziehen, heute so gut wie alle erfüllt sind.) Wer ohne Utopie zu leben genötigt ist, beginnt Springfluten zu fürchten; Springfluten, die dann den Namen »Atomexplosion« oder »die Russen« oder »Bevölkerungsexplosion« tragen. Weil man nicht weiss, was man eigentlich Grundlegendes verändern möchte, beginnt man nach dem zweiten Glas den eigenen Zustand als ausweglos zu sehen.

In dieser Hinsicht tut gerade die Geschäftswelt verwirrende Einblicke auf. Nach uns die Sintflut! Es ist nicht der kleine Geschäftsmann, der dies sagt, der sieht sich meistens mitten auf einer aufsteigenden Rampe; es ist der höhere Angestellte, der oberste Angestellte in leitender Funktion, der dergleichen zu verstehen gibt. Die echte Verfügungsgewalt, die er besitzen mag, neutralisiert er sogleich durch die Einsicht in ökonomische Zusammenhänge, deren Entwicklung sich seinem Einfluss entzieht - anders gesagt: realer Machtverloren hebt sich im imaginären Machtverlust auf. Konsumgewohnheiten, die seine Firma schaffen half, werden in seinen Augen zu Naturereignissen, denen er ausgeliefert ist. Der Erfolg ist beunruhigender als der Misserfolg, denn man weiss ja nicht recht, was man eigentlich ausgelöst hat. Wieder sind in dieser Beziehung die Verhältnisse in Deutschland spitzer als in der Schweiz; den häufigen Hinweis auf die schlechten Zeiten nach dem Krieg und nach der Währungsreform, die Aufzählung all des Schweren, das man damals durchgemacht hat, darf man nicht als angeborene Vorliebe zum Notzustand nehmen; man hängt mit

seiner Nostalgie an einer einfachen Zeit mit einfachen Zielen, die damals durchaus utopischen Charakter hatte. Die Schweizer hätten ihre Nutzstände ebenso lieb, wenn sie welche gehabt hätten. Jedermann bevorzugt eindeutige Situationen. Heute ist die Situation nicht mehr eindeutig; darum gibt sie zu schaffen.

Stichworte zur schweizerischen Gegenwart

Plötzlich erhalte ich für drei Dinge Bestätigungen, wo ich sie nicht erwartete. Aus dem Bundeshaus ruft ein Studienfreund an (wieder einer, der in der Genfer Studentenzeit links stand und heute - nicht rechts steht; das will nichts mehr heissen - sondern in der Nähe zum Chef des Volkswirtschaftsdepartementes gearbeitet hat) und vermittelt mir einen rumänischen Freund aus Paris, der eine Untersuchung über die Gegenwart in der Schweiz oder der Schweiz anlegt. Anlegt - das ist der Ausdruck; etwas, das so selbstverständlich scheint wie die Gegenwart eines Landes, wird zum wissenschaftlichen Problem, das ohne IBM und eine ganze Gruppe von Soziologen, Ethnologen und Psychologen nicht zu meistern, ja nicht einmal anzugehen ist. Ich soll Stichworte liefern helfen; denn auch für die Vorfragen, die das Terrain abstecken, kommt man ohne Hinweise nicht aus. Ich sage wahllos: Man soll die Schweiz einmal als ein Land von Analphabeten ansehen, da mir scheint, dass in der Schweiz kaum ein lesendes Publikum existiert. Oder man soll der wunderlichen Tatsache nachgehen, dass sich heute in der Schweiz noch Vermögen vererben, die aus dem 18. und 19. Jahrhundert stammen - und zwar nicht Grundbesitz, der sich immer am zähesten vererbt, sondern Barvermögen, Schuldpfandverschreibungen, kommerzielle Beteiligungen. Das gibt es sonst wahrscheinlich kaum mehr auf der Welt; das muss auf die allgemeine Einstellung zum Geld einen Einfluss haben: ein Land ohne radikale Abwertung, ohne Währungsreform, ohne richtige Inflation. Oder ich rate, das Verhältnis der Schweiz zu Europa anzusehen, dabei aber um jeden Preis den Ausdruck Neutralität zu vermeiden. Neutralität ist ja das einzige aussenpolitische Stichwort, das sich mit einer Optik, sie mag noch so schwach und dürftig sein, verbindet. Wenn man aber von Neutralität nicht spricht und die Frage so fasst, dass das ganze Thema Neutralität nicht auftaucht und seinen Schatten nicht an die Wand werfen kann, wird man auf ein gewaltiges Loch stossen, auf ein Manko an Projektion, Vorstellungsvermögen, auf eine lästige, in keiner Weise mehr eindeutige Situation. Wie wenig Vorstellungen vorhanden sind, sieht man daran, dass die Wissenschaft, in deren Hand man den eindeutigen Massstab von Soll und Haben voraussetzt, mit diesem Massstab die Wahl zwischen EFTA und EWG für die Schweiz noch immer nicht hat erörtern können; die Präsidialadressen der grossen Firmen und Wirtschaftsvereinigungen sind in dieser Sache Ausdruck reiner Verlegenheit. Die Unbekannten in der Rechnung sind zu zahlreich; die Rechnung geht nicht auf. Wäre jemand da, der sie lösen könnte - er wäre unbezahlbar. Doch bei solchen Entwürfen der Zukunft hilft Geld nichts, tut nichts zur Sache, nimmt auch nichts von ihr weg: im imaginären Raum der Projektionen herrscht Gleichberechtigung, macht sich zum Schrittmacher, wer kann.



Die Zentralstelle ist Dein Laden

Kunstdrucke **Schallplatten**
med. Instrumente **Tonbänder**
antiquarische Bücher **Papeteriewaren**

findest Du dort zu studentischen Preisen

ZENTRALSTELLE DER STUDENTENSCHAFT
 Künstlergasse 15 Haus der Uni-Kasse

Sonnegg-Drogerie

Die Studierenden wissen, dass sie bei uns sämtliche Toiletten- u. Parfümerie-Artikel finden und besonders freundlich und gut bedient werden.

Sonneggstrasse 27
Zürich 6, beim Poly
Telephon 47 64 59
 A. Ruedlinger

6 Menus gratis . . .

in 40 Tagen erhalten Sie mit unserer Studentenkarte.
 (Keine Vorauszahlung, keine Verpflichtung).
 Tellerservice ab Fr. 2.20



Das alkoholfreie Spezialitäten-Restaurant am Hirschenplatz in nächster Nähe der Uni.

Jeden Dienstag und Freitag:
 Treffpunkt der Wähen-Liebhaber (eigene Konditorei)

Dürfen wir Sie zu unseren Gästen zählen ?

Unibar	Universitätsgebäude
Erfrischungsraum	Zahnärztliches Institut
Erfrischungsraum	Tierspital
Karl der Große	Kirchgasse 14 (auch Gaststube 1. Stock)
Olivenbaum	Stadelhoferstrasse 10 (auch 1. Stock)

Zürcher Frauenverein für alkoholfreie Wirtschaften

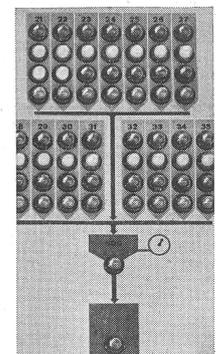
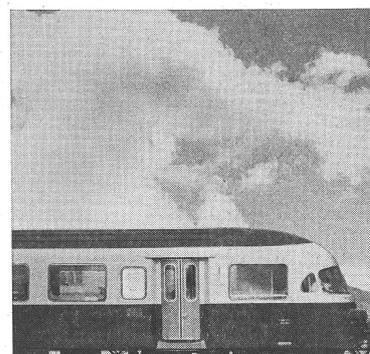
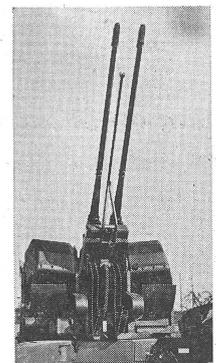
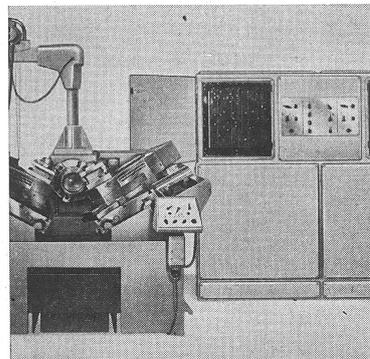


Unser Lieferprogramm umfasst gegen 800 verschiedene Spezialmaschinen der Mehlmüllerei, Futtermüllerei, Brauerei, Oel-Teigwaren, Schokolade- und Farbenindustrie, ferner Silo- und Speicherbau, Bau von Druckgussmaschinen und Maschinen für die Plasticverarbeitung, Transportanlagen und Müllaufbereit.

BUHLER

Gebrüder Bühler Uzwil
 Maschinenfabrik

Abb: Teil unseres
 Forschungszentrums



Werkzeugmaschinenfabrik
 Oerlikon Bühle & Co.
 Zürich-Oerlikon/Schweiz

Werkzeugmaschinen
 für die Metallbearbeitung

Infanterie- und
 Fliegerabwehrgeschütze
 5 u. 8 cm Pulverraketen

Telefon 051/46 36 10

Druckluft-Bremsen
 für Eisenbahnfahrzeuge

Kommandopulte zur Steuerung
 von Mischprozessen und
 Fabrikationsvorgängen

THEATER

Theater am Neumarkt

Der erkennbare Wert eines Theaters spiegelt sich im Spielplan wider. Lässt die Auswahl der Stücke auf eine bestimmte, sinnvolle Absicht schliessen, so ist an einer Bühne bereits etwas erreicht.

Dies darf man mit Recht vom Programm des neu ins Leben gerufenen »Theaters am Neumarkt« behaupten. Das Motto, das über dem Unternehmen zu stehen scheint, heisst: »Sinnvoll experimentieren«. Es soll nicht einfach, was »geistig Modern« ist, zur Sprache kommen; vielmehr gilt es gerade im Neuen wählerisch zu sein und das Gütige zu suchen. Was gültig ist, wird die Zukunft lehren. Die Gegenwart ist dazu da, viele Wege auszuprobieren. Oft bedeutet dies, in unwegsamem Gebiet vorzudringen. Autoren und Darsteller der Bühnenkunst sind auf das Mitgehen des Publikums angewiesen. Denn keine Kunstgattung bedarf so sehr der öffentlichen Auseinandersetzung wie das Theater. Ein Repertoire neu aufzubauen ist Sache eines langen Zeitraumes. Brahm, der in Berlin einen bestimmten Stil schuf, leitete das Theater beinahe zwanzig Jahre. Im kleinen Rahmen steht vielleicht hier nun das Theater am Neumarkt am Anfang der Entwicklung seines Stils.

Ob die Initiative der Verwaltungsabteilung des Stadtpräsidenten, ein »Kellertheater« im zweiten Stock des ehrwürdigen Hauses zur Eintracht einzurichten, auf verdientes Interesse stösst, werden die nächsten fünf Monate zeigen. Bis jetzt ist die Verwirklichung einer kleinen Schauspielbühne immer wieder an der unbegreiflichen Trägheit des grossen Teils des Publikums gescheitert. Man kann nur wünschen, dass »das Kind diesmal lebensfähig« sei, wie sich Stadtpräsident Landolt in seinem Geleitwort scherzhaft ausdrückt, und aus dem provisorischen ein Dauerzustand werde.

Bis am 31. Januar spielt die »Zürcher Werkbühne« Samuel Becketts »Spiel« und Tankred Dorsts »Kurve«.

Samuel Beckett gehört zu den Vertretern des absurden Theaters. Diese werfen dem »normalen« Theater verlogenes Amüsement, inhaltlose Repräsentation und Konformismus vor. Indem sie die klassischen dramaturgischen Grundsätze zerstören, glauben sie, in der sogenannten »offenen« Dramaturgie eine neue Form der Aussage gefunden zu haben.

Becketts Stücke zeigen die Menschen in ihren Möglichkeiten völlig eingeschränkt. In »Warten auf Godot« gibt es wohl noch Personen als Träger der kargen Handlung, aber sie bewegen sich un-

wirklich, gleich Masken. Spätere Stücke indessen handeln von Menschen, die lahm, steif, zuweilen blind, taub oder – wie im »Endspiel« – zur Hälfte in Mülltonnen versunken sind. »Das Spiel« lässt nur noch die Köpfe der drei Menschen über den Urnenrand hinausragen. Das Leben als ein Spiel, in dem jedem Menschen eine Rolle zugedacht wird von Gott, dem Regisseur und Richter – dies ist der Grundgedanke des Barocks. Bei Beckett bleiben lediglich die Menschen mit der ihnen zugeteilten Rolle zurück. Sie stehen gleichsam ohne Regisseur auf der Bühne. Sie sind mit sich allein und müssen auf die Frage nach dem Sinn des Daseins ohne Antwort auskommen. Die Momente der unerträglichen Verzweiflung an der Ohnmacht menschlichen Lebens, Endsituationen also sind es, die der Dichter in seinen Stücken darstellt.

Im »Spiel« ertönen aus den drei Urnen die Stimmen zweier Frauen und eines Mannes. Es ist ein Abgesang ihres Lebens, in dem sie in unglücklichem Dreiecksverhältnis aneinander gekettet waren. Schliesslich hatte es der Mann nicht mehr ausgehalten, war geflohen vor Frau und Geliebter. Aber auch jetzt, abgestorben, im Halblicht, vermögen die drei Menschen das Geschehen, das Spiel, weder zu begreifen noch zu deuten. Das Halblicht symbolisiert die Tragik, die darin besteht, dass die Erkenntnis der Sinnlosigkeit menschlichen Daseins ihr Leben ausgelöscht hat, bevor es einst wirklich zu Ende gehen wird.

Ann Höllig, Ruth Göpner und Maximilian Wolters leihen den Personen ihre Stimme. Wo sie einen natürlichen, realistischen Ton bewahren, wird den Intentionen Becketts wohl am besten entsprechen. Es fragt sich aber, ob es richtig sei, wenn der Regisseur Georg Müller die Stimmen manchmal zu ungeantemten Pathos und ausdrucksvoller Klage steigern lässt. Die geforderte Monotonie, welche über dem Halblicht ihrer Existenz liegt, wird auf diese Weise beeinträchtigt. Die Monotonie, eine wesentliche Aussage des Stücks, birgt zwar die Gefahr in sich, in Form der Langeweile auf das Publikum überzugehen, zumal der Autor vorschreibt, dass das Stück zweimal hintereinander gespielt werden müsse. Dieser Gefahr wollte der Regisseur wahrscheinlich entgegen, indem er auch das ständige wechselnde Scheinwerferlicht Lebendigkeit ins Spiel bringen lässt.

Nichtsdestoweniger ist es Regisseur und Schauspielern in hohem Masse gelungen, durch ihre Interpretation für die tieferen, grundlegenden Anliegen des Stückes das Verständnis des Zuschauers zu wecken.

»Theater ist für mich eine Art Experiment: der immer wieder unternommene Versuch, den jetzt lebenden Menschen mit dem, was ihn bewegt, was

ihn ängstigt, was er schafft und was ihn begrenzt, auf der Bühne sichtbar zu machen«, sagt Tankred Dorst.

In der »Kurve« geisselt der jüngere Dichter den moralischen Leerlauf unserer Zeit. Zwei Brüder, ein Bastler und ein Schöngesteit, bewohnen ein idyllisches Häuschen nahe der gefährlichen Kurve, die immer wieder Menschenleben kostet. Aber davon leben die beiden. Anton sammelt die Bestandteile der zerschellten Autos, flickt und verkauft sie den Händlern. Rudolf hält die Leichenrede am Grabe des Verunglückten. Um ihr Gewissen zu besänftigen, schicken sie Eingabe um Eingabe an den Ministerialdirigenten Kriegbaum. Das Schicksal spielt nun den Brüdern ausgerechnet Kriegbaum ins Haus. Er ist über die Kurve hinausgerast, doch nicht mit Tode gestürzt. Der eigene Sturz überzeugt ihn von der Berechtigung der Prosaschreiber der Brüder und der Notwendigkeit, die lebensgefährliche Kurve ausbauen zu lassen. In dessen soll dieser Plan nicht verwirklicht werden. Anton und Rudolf werden sich bewusst, dass damit ihre Existenz jeden Sinn verlieren würde. Der Handwerker bestreitet mit den Autobestandteilen die materielle Seite des Lebens, sein Bruder ist mit seinem verhöhrten dichterischen Talent auf der Verfertigung von Leichenreden angewiesen. So nehmen ihre moralischen Bedenken eine ebenso gefährliche Kurve. Sie ermorden Kriegbaum kur-

zerhand und retten, was sie als Sinn ihres Lebens ansehen.

Das Stück wäre als »Farce« zu bezeichnen, würde es laut Lessings Definition »bloss Lachen erregen«. Aber das groteske, makabre Element der Logik, die im Missverhältnis zum moralischen Leerlauf der Dialoge steht, herrscht durchaus vor. Dieser Charakterzug des Stücks kommt allerdings in der Interpretation zu kurz. Regisseur Klaus W. Leonhard verlegt das Geschehen ganz auf die reale Ebene. Bis gegen das Ende hin gibt man sich der Illusion hin, den beiden Brüdern (Anton: Marius Flachsmann, Rudolf: Franz Matter) sei es mit ihren Bemühungen Ernst. Man könnte sich denken, dass eine Darstellung, die mehr auf das Clownhafte hiniert hätte, dem Stück angemessener gewesen wäre. Das Unheimliche und Dämonische im Charakter der beiden Brüder hätte dann von Anfang an durch die Oberfläche ihres Tuns hindurchgeschimmert.

So mag man zwar da und dort einige Wünsche anzumelden haben – das Hauptziel des Abends jedoch ist auch mit diesem zweiten Stück erreicht worden: Man verlässt das Theater am Neumarkt, angeregt und voller Respekt für die Leistungen der Regisseure und Schauspielers.

Die nächste Premiere findet am 3. Februar statt. Die Schauspieler der »Zürcher Komödie« werden Stücke von Max Werner Lenz aufführen. M.R.

Theater an der Winkelwiese

Zwei Tage nach der Premiere im Neumarkt-Theater öffnete das Theater an der Winkelwiese seine Tore, wo Maria von Ostfelden ihr zehnjähriges Jubiläum feiert. In dieser Zeitspanne sind unter ihrer Leitung verschiedenartigste Stücke moderner Autoren aufgeführt worden. Nachdem sie seinerzeit im Keller an der Spiegelgasse wegen Einsparung der Feuerpolizei Becketts »Endspiel« abbrechen musste, ist ihr nun gleich einem Jubiläumsgeschenk in der Villa Tobler Gastrecht gewährt worden. Unter schönem Gewölben ist ein Podium in Form einer Arenabühne erstellt worden, wobei das Publikum in drei Filgeln des Kellers sitzt. Gerade in seiner Einfachheit – die rauen Steinwände sind in subtiler Grautönung gehalten – strahlt der Raum eine Atmosphäre der Festlichkeit aus.

Die Raumbühne stellt an die Schauspieler bekanntlich erhöhte Anforderungen. Ihnen sind in der Aufführung der »Ballade vom traurigen Café« alle Schauspieler gewachsen.

Das Stück des Amerikaners Edward Albee, der nach der Broadway-Uraufführung von »Wer hat Angst vor Virginia Woolf?« in die Reihe der ersten Theaterautoren Amerika gerückt ist, fusst auf der gleichnamigen Novelle der Dichterin Carson McCullers. Albee hat die Dramatisierung mit höchster Sorgfalt und Behutsamkeit durchgeführt, so dass die komplizierten seelischen Vorgänge im Stück erst recht zum Ausdruck kommen. »Die künstlerische Ehe McCullers – Albee scheint mir sehr reizvoll, die Dichterin bringt die klarlinige Grösse der Ballade und Albee die Sensibilität seiner Dialoge«, sagt Maria von Ostfelden. Dank den Kürzungen, die sie vornimmt, konzentriert

sich die Aufmerksamkeit vermehrt auf die wichtigsten drei Handlungsträger, so dass eine erhöhte Klarheit der Charaktere und grössere Spannung des Handlungsgeschehens erzielt werden.

Höchstes Lob ist der Schauspielerin Johanna Jöri zu zollen, welche die Figur des Fräuleins Amelia Evans in ihrer ganzen Eindringlichkeit zu gestalten weiss. Amelias unbegreifliches Verhalten zu Marvin Macy, den sie heiratet und nicht liebt, wird tragisch in dem Augenblick, da der bucklige Cousin Lyon auftaucht, zu dem Amelia hinter ihrer rauhen Art echte Zuneigung empfindet. Dieser seinerseits aber hängt sich in hüdischer Treue und liebender Bewunderung an Marvin, der ob seiner unerwiderten Liebe zu Amelia verzweifelt und zum Verbrecher wird. So ist der Kreis der unglücklichen Menschen geschlossen: sie sind alle aneinandergeschaltet, und doch bleibt jedem einzelnen die Erfüllung seiner Liebe versagt. Martin Huber als Marvin Macy und Peter Esser als Cousin Lyon beweisen ebenfalls grosses schauspielerisches Können. Der Darsteller des Marvin ist der Gefahr entgangen, in einen pathetischen oder gar sentimental Ton zu verfallen. Man gewinnt den Eindruck, dass der junge Schauspieler mit grossem Einfühlungsvermögen seine recht heikle Rolle überlegen meistert. Den krankhaften Zug des Cousins Lyon bringt Peter Esser im hektischen seiner Sprechweise und Bewegungen ausgezeichnet zur Darstellung. Um die drei Hauptpersonen gruppieren sich die Menschen, die Zeugen der Tragödie sind. Die Interpreten dieser drei Nebenfiguren tragen mit ihrer Leistung ebenfalls nur zum Gelingen der vorzüglichen Inszenierung bei. M.R.

Council of Federated Organisations

1017 Lynch Street; Jackson, Mississippi

Die europäische Presse gibt der »Civil Rights«-Bewegung im Süden der Vereinigten Staaten wenig Raum. Wir jedoch brauchen die Unterstützung der Presse, wir brauchen die Unterstützung der Studenten im Kampf für Freiheit, Gerechtigkeit und Gleichheit.

Unsere Bewegung ist dem täglichen Druck der weissen Rassistens ausgesetzt. In unserem Hauptquartier des »Council of Federated Organisations« (der Dachorganisation für »Students' Non-Violent Coordinating Committee« und »Congress for Radical Equality«) nehmen wir 24 Stunden pro Tag Meldungen von unseren »Field-Workers«, von den verschiedenen Projekten in Mississippi entgegen, Berichte über Verhaftungen, Polizeibrutalitäten und Gewaltakte der weissen Bevölkerung gegen die »Freedom-Workers«.

Einige »liberale« Geister aus dem Norden senden uns Geld, unregelmässig und ungenügend zur Deckung unserer Ausgaben. Nur wenige der »Freedom-Workers« beziehen ein regelmässiges Gehalt – \$10 die Woche. Die Mehrzahl lebt von Ersparnissen, Spenden oder wird von denjenigen unterstützt, die sich noch ernähren können.

Wir benötigen Hilfe, sowohl finanzielle Hilfe, als auch die Hilfe der Presse, die über unsere Tätigkeit die Öffentlichkeit informieren kann.

Mit unserem Gruss »Yours for Freedom« (Helmut Reinicke, Communications)

Diesem Aufruf der COFO lag ein Tagebuch bei, aus dem wir gerne einen Ausschnitt publizieren. Dieses Dokument zeigt, wie vielen täglichen Schwierigkeiten die Neger und ihre weissen Freunde und Helfer trotz der »Civil Rights« noch immer ausgesetzt sind, und wie, wenn es um Rassenfragen geht, immer noch mit zwei Ellen gemessen wird.

November 28

Natchez: Six Negro highschool students successfully integrate lunch counter at the S.S. Kress department store. A participant reports: »We walked into the lunch counter and took a seat. At first the waitress overlooked us, then she made a phone call, maybe to the manager, then she came over and waited on us. She came back with hamburgers we ordered. Two of them had no meat, so we asked for the meat and she gave it to us. We ate our hamburgers and left.« Several whites observed the sit-in, but had no trouble. One was heard to say: »If I had a baseball bat I'd break all of your legs.«

Camden: Cleota Lucky, a local man, shot at from a car by an unknown white while canvassing for the Agricultural Stabilization and Conservation Service (ASCS) elections.

November 29

Marks: Bobby Phipps, 11 year old local youth active with the COFO operation, attacked and beaten while walking to the COFO office. Three

white teen-agers driving a 1963 black and white Chevrolet stop Phipps and curse at him. Two hold him while a third hits him on the head with a pop bottle. The marks COFO office reports Phipps is unharmed.

November 30

Natchez: SNCC worker Chico Neblett and six Negro highschool students denied service by manager Clarence Eyrich at the coffee shop of the Eola Hotel in a sit-in attempt. Three other students, accompanied by Charles Price, Negro volunteer from Chicago, ordered out of the public library.

December 1

Jackson: A Jackson COFO worker, recently released from the University Medical Center, reports that a Negro youth has been laying unconscious for two weeks, following a police beating.

Natchez: Chico Neblett and several highschool students served at the lunch counter of the S.S. Kress department store. They were harassed by local whites while eating and were later followed across town by police.

Holly Springs: Stan Boyd, a white volunteer from Antioch College, arrested for speeding and fined \$ 31.60. He reports he was travelling under the posted speed limit.

Meridian: An aid of Oregon Senator Marine B. Neuberger calls the project to inquire about the condition of Sandy Watts, arrested Nov. 27 for allegedly receiving a stolen record player. Miss Watts, a 22 year old volunteer from Lakeview, Oregon, enters her fourth day of her hunger strike, protesting against the »vicious, unjust harassment and phoney charges.«

December 2

Starkville: COFO workers Bill Light, white worker from California; Ronald Carver, white volunteer from Nahant, Mass.; Jimmie Lee Jones, Negro worker; Liz Fusco, white worker from Seattle, Wash.; and Sandra Bray, local worker, stopped by highway patrol on a dirt road outside of Starkville as they are leaving a Negro café in their truck. Patrolman Floyd Williams tickets Light for faulty lights and falling to stop before entering a highway. Williams observes the door of the truck doesn't open from the outside and comments: »What would happen if you had an accident and couldn't get out? Carver informs him that the door opens from the inside and Williams responds: »You're under arrest for interfering with an officer.«

After inspection the back of the truck, where Jones and Carver are riding, Williams slams the door three times on Jones' arm. Jones reported unharmed. Carver freed after a lecture.

Officer Williams follows the truck and stops them again in front of the men's dorms of Mississippi State University, claims Light gave him the wrong year of the truck and failed to give him the motor number. Williams then informs a large group of men and others are COFO workers. Students jeer and curse at the group. Williams opens the back of the truck, shines his flashlight on Jones, saying: »There's Martin Luther King right there.« Talking to Carver and Jones, but addressing his remarks to the mob, Williams says: »How would you notify your mother if we found you dead tomorrow morning? The truck allowed to proceed, followed back to Starkville city limits.

Meridian: Eight highschool students – members of the Mississippi Students' Union – accompanied by white COFO workers Freeman Crocrot and Lucien Kabat, arrested at the Toddie House, a previously integrated restaurant. As the group sat down in

the cafe, they notice a hostile group of young whites beginning to gather. They leave the cafe for the near-by Trailways bus station to phone COFO and are arrested and charged with »disorderly conduct«. Crocrot additionally charged with »trespassing«. Police refuse to give names of the arrested to the COFO office.

Jackson: FBI informs Jane Adams, coordinator for COFO's participation in tomorrow's ASCS election, that agents cannot be stationed at polling places to insure fair running of the federally controlled election.

Holly Springs: James Bates, local 19 year old, arrested while having his car checked at a garage. Bates has been stopped several times in the last few days while canvassing for today's election. Deputy sheriff Roach stated that Bates was being held on »four or five charges«, one of which may be »false pretenses.« Frank Cieciouka, white volunteer from San Jose, Calif., goes to the jail to inquire about Bates and is arrested for »impersonating a lawyer«.

Bill Forsyth roughed up by a highway patrolman while talking to a Negro man outside a polling place.

Marvin Rich, white COFO worker from New York, approached by former governor Ross Barnett, who asks: »Are you a white man?« As Barnett moves away, nine or ten young whites throw rocks at Rich as a deputy sheriff looks on. Rich later tries to enter a polling place to determine the vote count and is attacked and beaten by two whites, one with a belt buckle and one with his fists. Rich's nose is nearly broken.

Elaine De Lot, 22 year old white COFO worker from Radcliffe College, is ejected from a polling place and arrested. Police are holding her for »investigation«.

Eartiss Crawford, attempting to replace Miss de Lot as pollwatcher, ejected from polling place by an armed white man who threatens to blow his brains out.

George Raymond, Negro project Director of the Canton COFO project, arrested while poll watching and charged with »trespassing«. In jail the bearded Raymond is attacked by two officers and a local white who pin him to the ground and dry-shave his beard.

Flora: Ann Darden, white volunteer from New Orleans, arrested while poll watching and charged with »interfering with an officer«.

Evester Simpson, a Tougaloo College student, arrested while poll watching and held for »investigation«.

»Wie eine Zeitung entsteht« heisst diese Serie, die wir im »Zürcher Studenten« veröffentlichten.

Unter dem Titel Die Handelsredaktion

versuchen wir, Wesentliches über die Bedeutung dieses Ressorts im Tages-Anzeiger zu berichten.



Bild: Blick in den »Ring« der Zürcher Börse.

»Mit der Wirtschaft auf Du« hiess kürzlich eine Fortsetzungsserie auf dem Handelsteil des Tages-Anzeigers, die exklusiv für unsere Zeitung geschrieben wurde. Man kann die Serie übrigens — solange Vorrat — auch als Broschüre beziehen!

»Mit der Wirtschaft auf Du« das kann auch sonst als Motto für unsern Handelsteil gelten. Die Zeiten sind vorbei, wo der Laie die Handelsseiten überblättere, weil er den dort herrschenden Fachjargon nicht verstand. Jedermann nimmt als Konsument am Wirtschafts- und

Finanzleben aktiv teil; jedermann sollte daher Zugang zu den Handelsteilen einer Zeitung haben. Das bedingt einen guten Stil und leichtverständliche Ausdrucksweise. Gleichzeitig sind die Themen im Tages-Anzeiger so gestellt, dass sie auch die verwöhnten Ansprüche des Fachmanns befriedigen.

Bild: Der Börsenmakler muss bei den ständigen Kursschwankungen blitzschnell reagieren.



Unsere Handelsredaktion pflegt ständigen engen Kontakt mit der Ausland- und der Inlandredaktion. Es geht heute — im Zeitalter der Integration und ihrer weltweiten Ausstrahlung — nicht mehr an, Wirtschaft und Politik gesondert zu behandeln; die Wechselbeziehungen und Wechselwirkungen sind zu eng.

Unser Handelsteil ist in zwei Teile geordnet:

- Wirtschaftsteil
- Börsenteil

Der eigentliche, internationale gehaltene

Wirtschaftsteil

bringt ausser der aktuellen Berichterstattung unserer Korrespondenten im In- und Ausland auch Zusammenfassungen, Rückblicke, Spezialuntersuchungen und grundsätzliche Abhandlungen. Beliebte sind unsere laufenden Rubriken »Wirtschaft für

die Frau« und »Der Lesetyp«, wo aktuelle Bücher über das weite Gebiet der Wirtschaft besprochen werden.

Der Börsenteil

enthält die täglichen Noten- und Devisennotierungen und vor allem Bericht über die Zürcher und New-Yorker Börse. Wenn Sie den Tages-Anzeiger frühmorgens erhalten, so können Sie im Börsenteil bereits die New-Yorker Kurse vom Vortag samt Kommentar nachlesen. Rasche Information: Diese Devise gilt auch oder erst recht für den Handelsteil.

Der Handelsteil des Tages-Anzeigers:

Für den Nat.-oec.-Studenten wie für den Phil-ler, für den Juristen wie für den Mediziner.

WIRTSCHAFT FÜR DIE FRAU

Kaffee im Kühlschrank?

Die amerikanische »Massachusetts Agricultural Experiment Station« veröffentlichte kürzlich einen Bericht, wonach sich das Aroma von frisch geröstetem Kaffee dreimal länger erhalte, falls man den Kaffee im Kühlschrank statt bei normaler Temperatur aufbewahre. Bis jetzt wurde unseren Hausfrauen immer erklärt, Kaffee habe im Kühlschrank nichts zu suchen.

Kaffee im Kühlschrank?



Der

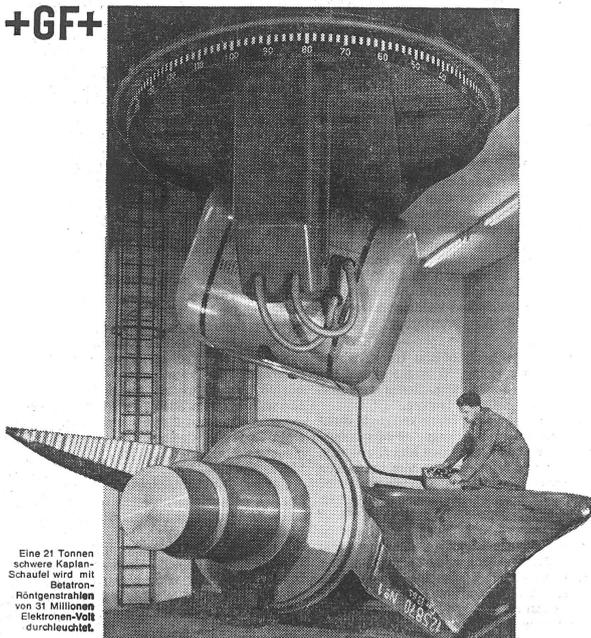
— — Ihre Zeitung!

Industrielle Forschung und Entwicklung führen zu den Spitzenleistungen der modernen Technik

Wir bieten technisch interessierten Leuten vielfältige Einsatzmöglichkeiten in unseren Arbeitsgebieten:

Fittings, Temperguss, Elektro-Stahlguss, Grauguss, Sphäroguss, Leichtmetallguss, Freileitungs-Armaturen, Räder und Kupplungen für Strassen- und Schienenfahrzeuge, Werkzeugmaschinen, Giessereimaschinen

+GF+



Eine 21 Tonnen schwere Kaplan-Schaufel wird mit Betatron-Röntgenstrahlen von 31 Millionen Elektronen-Volt durchleuchtet.

Georg Fischer Aktiengesellschaft, Schaffhausen

P 332/1

Telephon: (053) 56031 und (053) 57031

Agitation ist kein Heilmittel

Jedem hierzulande ist klar, dass wir in den grossen Städten zu wenig Wohnungen haben. Wer wird sie, wenn überhaupt, bauen? Die Fremdarbeiter. Wer baut die dringend notwendigen Autobahnen samt den dazugehörigen Tunnels? Die Fremdarbeiter. Wer webt die Stoffe, mit denen wir uns kleiden? Die Fremdarbeiter. Wer bedient uns in den Gaststätten und den Ferienhotels? Die Fremdarbeiter. Wer hilft unsere Exportindustrie in Gang halten, der jeder dritte Schweizer Existenz und Einkommen verdankt? Die Fremdarbeiter. Wer flickt, putzt und unterhält die Million Last- und Personenzüge, die auf unseren Strassen rollen? Zum schönen Teil die Fremdarbeiter.

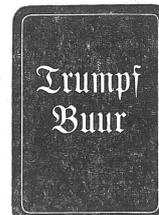
Die Herrschaften, welche sich gegenwärtig lautstark mit Antifremdarbeiter-Demonstrationen hervortun, sollen uns einmal sagen, mit wem sie die Wohnungen, Strassen und Tunnels bauen, die Stoffe weben, die Restaurants und Hotels betreiben, die Exportindustrie in Gang halten und die Autos reparieren wollen... ohne Fremdarbeiter oder auch nur mit der halben Anzahl an Fremdarbeitern. Man weiss zum voraus, dass sie auf diese Frage keine brauchbare Antwort haben. Leere Agitationen und Volksverhetzung ist auf alle Fälle keine Antwort.

Etwas anderes ist es, wenn man vernünftig über die vorhandene Ueberfremdungsgefahr und ihre Behebung miteinander reden will. Seien wir doch ehrlich! Dass eine solche Gefahr besteht, konnten wir alle wissen, bevor die Zahl der Aufenthaltsbewilligungen an Ausländer über 700 000 kletterte. Der »Trumpf-Buur« hat schon seit Jahren darauf hingewiesen, dass jede Arbeitsstunde, welche die Schweizer weniger arbeiten, Zehntausende zusätzliche Fremdarbeiter ins Land bringt. Man machte sich in der Linkspresse über ihn lustig, und jetzt jammern die gleichen Gazetten in schönen Resolutionen wegen der Ueberfremdung. Ist das nicht zum Lachen oder viel eher zum

Heulen? Es liegt nur wenige Wochen zurück, dass das Begehren, man möchte auf den Baustellen des sozialen Wohnungsbaues eine höhere Arbeitszeit zulassen, rundweg zurückgewiesen wurde.

Es besteht kein Zweifel, dass die Ueberfremdungsgefahr eine ernste Anstrengung aller Volkskreise benötigt, damit die Zahl der Fremdarbeiter zum mindesten einmal nicht mehr zunimmt. Wir sagen ausdrücklich: aller Volkskreise. Nach der Methode: »Dein Fremdarbeiter ist überflüssig; meiner hingegen ist dringend notwendig«, wird es nicht gehen. Auf die Leute, welche die Fremdarbeiter fernhalten, die Arbeitszeit für die Schweizer herabsetzen wollen und obendrein noch gleichzeitig nach Aktivierung des Wohnungs- und Strassenbaues, nach mehr Schulhäusern, Altersheimen und Gewässerschutzbauten rufen, wird man nicht hören dürfen.

Es ist ein sehr ernstes Anliegen, dem Schweizer seine Heimat so zu erhalten, dass er sich darin zuhause fühlt. Geben wir doch einmal zu, dass wir alle zeitweise zu wenig daran gedacht haben. Das gibt die beste Grundlage, um gemeinsam darüber zu raten, wie man die Fehler der Vergangenheit beseitigen kann, ohne gleichzeitig unsern zersetzten Porzellan zu zerschlagen.



Die Filmkritik

Was man unter Kritik zu verstehen hat, weiss heute jeder einigermaßen gebildete Mensch. Was aber mit dem Begriff Filmkritik gemeint ist, darüber gehen die Meinungen oft auseinander. Ein Blick in verschiedene Zeitungen zeigt, wie unsicher sich die Feuilletonredaktoren fühlen. Unser Artikel soll eine gewisse Klärung bringen.

»Was Literaturkritik ist, wie sie ihre Methoden des kritisch scheidenden Geistes an die Hervorbringung des bildenden Vermögens zu wenden hat, das gehört, tatsächlich oder vorgeblich, zum Rüstzeug dessen, der den Beruf des Kritikers ausübt. Das Hochschulstudium hat dem Kritiker dieses Rüstzeug bereitgestellt, und die Erfahrung hat ihn die Handhabung der kritischen Waffen gelehrt. Literaturkritik steht, ob sie nun vom akademisch ausgebildeten Kritiker geübt wird oder von einem, der sein Wissen und Können aus eigener Bildungskraft gesammelt hat, auf festem Grund der Wissenschaft, der Wissenschaft von der Literatur, sagt Martin Schlappner in einem Aufsatz vom 24. Januar 1964 in der NZZ. Was aber für die Kritik der Literatur Gültigkeit hat, dieses Ruhn »auf festem Grund der Wissenschaft, kann für die Kritik am Massenmedium Film nur beschränkte Gültigkeit beanspruchen. In der Literaturkritik waltet das Gefühl der Sicherheit, sie ist gefestigt, sie beruht auf der wissenschaftlichen Tradition der Befragung eines literarischen Oeuvres. Einschränkung muss allerdings auch hier zugestanden werden, dass die Literaturkritik als Phänomen zwar methodische Differenzen aufzuweisen vermag. Endzweck und Ziel aber bleiben immer das nämliche: die Frage nach der Immanenz und die Zuordnung eines literarischen Werkes in überlieferter Gattung und Strömungen.

Anders ist es um die Filmkritik bestellt. Ihr fehlt der wissenschaftliche Background. Zwar haben wir glücklicherweise die Zeiten hinter uns, da der Film mit einer wegwerfenden Handbewegung als eine missliche Nebenerscheinung oder als Sonderling der Technik abgetan wurde. Weniger nur haftet ihm heute noch an vom billigen Jahrmarktsgewächsen. Er ist zum Teil über sich selber hinausgewachsen und sieht seine Aufgabe nicht mehr allein darin, ein Verlangen nach bescheidener Unterhaltung zu befriedigen. Ja der Film erhebt heute den Anspruch, als Kunstgattung mit einer eigenen Gesetzlichkeit anerkannt zu werden. Diese Ausführenden nicht für sämtliche Zelluloidprodukte Gültigkeit haben, versteht sich. Sie gelten für Werke mit einer tatsächlichen künstlerischen Ambition, welche als Resultat einer fortschreitenden Entwicklung angesprochen werden darf. Diese Entwicklung wiederum beruht auf dem Fundament einer Wissenschaft des Films.

Ist diese Wissenschaft auch noch nicht weit gediehen und mag sie systematische Divergenzen aufweisen, sie ist vorhanden. Eine wissenschaftliche Filmkritik aber existiert bis zur Stunde dauerlicher Weise nicht. Will man sich in der wissenschaftlichen Literatur über das Wesen der Filmkritik orientieren, so stösst man auf eine grosse Leere. Arnheim (»Film als Kunst«), Balazs (»Der Film, Werden und Wesen einer neuen Kunst«) und Iros (»Wesen und Dramaturgie des Films«) — um nur ganz wenige zu nennen — sagen wohl Wesentliches über die Bedeutung des Films aus, über die Kriterien der Wertung aber schweigen sie sich aus. Dem angehenden Filmkritiker bleibt also nur der Weg des Autodidakten.

Da die Filmkritik keinen esoterischen Auftrag hat, muss sie mit Klarheit und Prägnanz den allgemeinen journalistischen Forderungen genügen und über das Wer, Wann, Wo, Wie erspöndend und anschaulich Auskunft geben. Sie soll den Film ästhetisch, ethisch, soziologisch und technisch untersuchen und werten. Ihr Ziel liegt darin, dem Leser eine werkgerechte, gründliche Analyse zu bieten, welche die dem Film innewohnende Pro-

blematik verdeutlicht oder zumindest resümiert. Dem Filmkritiker ist es gegeben, ein filmbewusstes Publikum heranzubilden.

Alle diese angeführten Postulate an die Kritik tragen den Charakter des Allgemeingültigen; denn liegt es nicht im Wesen jeglicher Kritik, sich mit dem zu beurteilenden Objekt in Form und Inhalt ernsthaft auseinanderzusetzen und das Ergebnis in dem ihm zukommenden Rahmen kommentierend wiederzugeben? Dem Literaturkritiker aber gegenüber ist der Filmkritiker in einem nicht zu übersehenden Nachteil. Denn während dieser Forderung auf dem Gebiet der Literatur mit relativer Leichtigkeit insofern entsprechen werden kann, als das literarische Werk gedruckt vorliegt und zu wiederholten Malen konsultiert und verglichen werden kann, erscheinen auf dem Gebiet des Films gewaltige Schwierigkeiten. Der Filmkritiker sitzt im Vorführsaal, betrachtet die vor ihm ablaufenden Bilder und muss nun nach dem Gesehenen seine kritischen Untersuchungen beginnen. Die Filmkritik ist also, und hier liegt ein essentieller Unterschied gegenüber der Literaturkritik, eine retrospektive und schriftlich niedergelegte Arbeit über das Gesehene. Und vergessen wir nicht: dem Literaturkritiker ist das Tempo der Lektüre freigestellt, der Film aber läuft vor unseren Augen mit einer Geschwindigkeit von 24 Bildern pro Sekunde ab. Daher muss den Filmkritiker nicht nur die Fähigkeit auszeichnen, geschaut Bilder in einen Zusammenhang zu kleiden, sie in Worte umzudeuten, er muss auch über einen kritischen Kunstverstand verfügen, mit dessen Hilfe er das im Augenblick Gesehene der Zeit vorausdeutend zu interpretieren vermag. Erst damit wird die Filmkritik zu einer Untersuchung, die über die Grenzen der Stunde hinaus Aktualität besitzt.

Verarbeitung

Die qualifizierte Filmkritik kann als die schriftliche Aussage definiert werden, die aus der Begegnung eines Menschen mit dem Medium Film erwächst. Es sind Kenntnisse, Gedanken, Assoziationen und Vergleiche des Kritikers mit zuvor gesehenen Filmen, die ihren Niederschlag in seiner Formulierung finden. Mit Souveränität und gepflegtem Stil sollte er die ihm zustehenden Mittel in dem ihm überlassenen Raum — der leider allzu oft gering bemessen ist — handhaben und seine Gedanken deutlich zum Ausdruck bringen. Dass manche Presseerzeugnisse, insbesondere Tageszeitungen dem Filmkritiker nur kleine Spalten öffnen, zeugt von einer betrüblichen Kurzsichtigkeit und Intoleranz gegenüber dem Film. Diese intransigente Haltung stand einer unvorteilhaften Entwicklung Pate; aus ihr resultiert die Kurz- oder Mindestkritik, die wir den »Dreilini-Tipps« nennen wollen, und ebenso das Bewertungssystem nach Punkten.

a) Der »Dreilini-Tipp«

»Dreilini-Tipp« wie Punktsystem haben lediglich informativen Charakter. Eine Gefahr liegt darin, dass der Leser glaubt, eine Kritik vor sich zu haben. In drei, vier Zeilen aber lässt sich ein Film nicht weitergreuen umschreiben, für die Erörterung formaler Probleme bleibt kein Raum. Die Kürze wird hier zum Feind der Klarheit.

b) Die impressionistische Filmkritik

Darunter verstehen wir allgemein den Niederschlag, den ein Film im schriftlichen Ausdruck gefunden hat. Er erwächst aus der Begegnung eines Individuums mit dem Phänomen Film. Eindruck und Empfindung dominieren. Greifen wir nochmals auf Martin Schlappners Aufsatz zurück: »Diese impressionistische Filmkritik, die sich handschriftlich-schriftstellerisch manifestiert in den Spielarten des gemüthhaften oder pittoresken oder ironisierenden Feuilletonismus, war das unweiger-

liche Ergebnis einer Auffassung, die den Film weder als Kunst, die er in seinen höchsten Möglichkeiten ist, noch als ein massenprägendes, also jedenfalls soziologisch ernst zu nehmendes Medium nach seinem tatsächlichen Gewicht und seiner tatsächlichen Bedeutung erkannte.« Dieses Zitat verdeutlicht, welche eminente Divergenz dieser Art Kritik innewohnt. Die persönliche Stellung, welche ein Kritiker gegenüber einem Film einnimmt, lässt sich klar aus seiner schriftlichen Äusserung ablesen, denn die Filmkritik, im besonderen die impressionistische, veranschaulicht die Ansichten des Kritisierenden und akzentiert jene Komponenten, welchen er einen subjektiven Wert beimisst. Spricht der Kritiker einem Film die Möglichkeit ab, je Kunst zu sein, so ist er gezwungen, auf alle Termini zu verzichten, welche den Film zur Kunst in unmittelbare Beziehung setzen. Negiert er, dass ein Film ein massenprägendes Medium sei, so kann er zu keiner soziologisch fundierten Analyse gelangen. Diese als Beispiel gewählte Situation soll verdeutlichen, dass sich der gewissenhafte Filmkritiker von jeder präjudizierenden Meinung freizumachen hat, will er werkgerechte Filmkritik betreiben. Es geht an ihn die Forderung, sich als Teil des Publikums zu fühlen, soll die Konfrontation mit dem Film zu einer freien, persönlichen Begegnung in neutraler Sphäre werden. Darf die Kritik als wortfester Ausdruck einer derartigen Begegnung verstanden werden, so wird sie letztlich auch zu einem persönlichen Bekenntnis abseits von jeglichem Engagements im befruchtenden oder ablehnenden Sinne. Ein ausschlaggebender Qualifikationsfaktor liegt somit auch in der Art, wie die persönliche Meinung begründet ist.

Diese Ausführungen distanzieren sich aber mit Entschiedenheit von jener »Kritik«, in der sich der Verfasser selbstgefällig spiegelt. Jenen Verfasser nämlich, die in Phrasen exzellieren, mit bildhaften Kalamuren und abgegriffenen Bonmots jonglieren oder in hypertrophiertem Subjektivismus erstarren gehen der nötige Ernst und das unerlässliche, substanzelle Verantwortungsgefühl ab, und damit hat ihre Arbeit die verbindliche Gültigkeit eingebüsst (Vergleiche hierzu die »Filmkritiken« in der »Zürcher Woche« Red.) Da ihre Ausführungen primär nur dahin zielen, ihre Weltanschauung, ihren Geschmack, ihre Ambitionen und Tendenzen zu propagieren, messen sie Essentially dem der Filmographie oder Technik nur sekundäre Bedeutung zu.

Weil der Konsument von der Filmkritik Aufklärung über ein Werk, Zuordnung, Analyse, Interpretation, geschichtliche Fakten oder Deskriptionen fordert, hat die impressionistische Filmkritik eine verpflichtende kulturelle Aufgabe zu erfüllen.

Eine werkgerechte Kritik, nach didaktischen Prinzipien verfasst, dokumentiert ambivalent ihr Bestreben nach Objektivität und subjektivem Be-

kenntnis, und nur diese Kritik kann den an sie gestellten Postulaten gerecht werden.

c) Die harmonische Filmkritik, die »Bresprechung«

Die »Bresprechung« darf nur unter bestimmten Vorbehalten als essentielle Kritik angesprochen werden. Weil aber der Dreilini-Tipp und ebenso wenig die überdosiert subjektiv gefärbte Filmkritik jenen Teil des Publikums zu interessieren und zu befriedigen vermag, der sich nur beiläufig und mit geringer Intensität mit Filmfragen befasst, rechtfertigt sich ihre Existenz vollumfänglich. Jener Kinogänger, der im Film nur eine ihm willkommen und billige Unterhaltung sucht, erhält den Anstoss zum Kinobesuch meist durch die bekannte, werbepsychologisch abgefasste Reklame aus dem Inseratenteil der Tagespresse, durch Plakate oder Mundpropaganda. Weder der Filmtipp noch eine ausgewogene Kritik werden von ihm konsultiert, denn er verlangt vom Film meist nur Zerstreuung und Unterhaltung; über die Problematik eines Films nachzudenken ist er wenig gewillt. Ihn fesselt der Inhalt, Aussage, Form und Interaktion sprechen ihn kaum an. Sein Interessenbereich beschränkt sich auf das Wissen um die Starbesetzung. Die Namen des Regisseurs, des Drehbuchautors oder des Cutters erachtet er als bedeutungslos.

Dieses anspruchslose Publikum zu erfassen und zu einem intensiveren Filmbewusstsein zu erziehen ist die Aufgabe einer leichtfasslichen, allgemeingültigen Filmbesprechung. Sie zu erfüllen wird nur jenem Filmkritiker gelingen, den die Gabe auszeichnet, sein Wissen und seine Interpretation im Gewande des Allgemeinverständlichen zu präsentieren. Da er aber seine Besprechung nicht für ein sachkundiges Publikum verfasst, muss er auf die spezifische Filmsprache verzichten können. Seine wissenschaftliche Terminologie und sein filmtechnisches Wissen ebenso wie seine subjektiven Ansichten dürfen sich nur im Hintergrund bemerkbar machen.

Zu den Kriterien einer leichtfasslichen Besprechung gehört das Eingehen auf Inhalt und Aussage eines Films — die Nacherzählung der Filmstory bietet eine Möglichkeit hierfür — und erst von sekundärer Bedeutung ist der Hinweis auf die angewandte Technik, die Untersuchung der divergenten optischen Erscheinungsformen und der stilistischen Werte.

Werden diese an die Besprechung gestellten Forderungen erfüllt, so wird diese willig aufgenommen und vermag Bedeutendes zur notwendigen Verbesserung des Geschmacks vieler Kinogänger beizutragen. So besteht berechtigte Hoffnung, dass sich die pädagogischen Erwartungen erfüllen werden, dass der durchschnittliche, unkritische Kinobesucher zu einem filmbewussten Konsumenten erzogen werde.

Der Filmkritiker

Wer möchte bestreiten, dass das Schreiben einer Filmkritik eine verantwortungsvolle Aufgabe ist? Der Kritiker muss sich nicht nur seiner publizistischen, sondern auch seiner moralischen und ethischen Aufgabe voll bewusst sein. Es geht somit nicht an, wie dies ein gehässiger Drehbuchautor unternehmen hat, die Filmkritiker in dieser Weise zu karikieren: »Die Filmkritiker sind Leute, die ein Freilicht haben. Damit gehen sie ins Kino, nehmen die Frau oder die Freundin mit — denn sie haben Anrecht auf zwei Sitze — und dann gehen sie nach Hause oder ins Café und schreiben schnell etwas auf, das ihnen gerade in den Sinn kommt. Und dann steht am Morgen die Kritik in der Zeitung. (Aus »Schweizer Annalen« Sondernummer »Film-Fragen« Heft 4/5 1944) Eine derartige despektierliche Charakteristik ist bar jeden Witzes, denn sie erschöpft sich im äusseren Vorgang. Prämissen und Beweggründe, unter welchen ein Kritiker es wagen kann, seine fundierte Meinung über einen gesehenen Film dem Leser vorzusetzen, sind von entscheidender Wichtigkeit. Im äusseren unterscheidet sich der Filmkritiker nicht vom filminteressierten Kinobesucher; beide sitzen vor der Leinwand und betrachten das nämliche. Trefflich illustriert den wahren Unterschied

aber ein Goethe-Zitat: »Der rohe Mensch ist zufrieden, wenn er nur etwas vorgehen sieht; der gebildete will empfinden, und nachzudenken ist nur dem ganz gebildeten angenehm.«

Der Filmkritiker, sei er nun Autodidakt oder Absolvent einer Hochschule, unterscheidet sich vom Film-Fan durch seine gründliche Schulung und grössere Erfahrung. Wo der Filminteressierte nur empfindet und Ahnung hat, sollte der Fachmann über ein geschultes Wissen und fundierte Kenntnisse verfügen. Das Auge des Filmkritikers ist geschult durch die Vielzahl der gesehenen Filme. Ebenso sollte er sich ausweisen können über filmgeschichtliche Kenntnisse. Seine Tätigkeit muss unermüdet sein und von einem umfassenden Wissen um die Filmographie, die Geschichte der filmischen Theorie und Stile. Nicht zuletzt hat er sich aber über weitgehende Kenntnisse auf dem Gebiet der Filmtechnik auszuweisen. Nur so wird er seiner Aufgabe gerecht werden, denn allein auf dieser Basis ist die Eigengesetzlichkeit des Films anerkannt.

Wo aber erwirbt sich der Filmkritiker diese Kenntnisse — das ist die letzte Frage, der wir uns

das ECHO

Sehr geehrter und geschätzter Herr Frisch

Mit regem Interesse und einer mit etwas Stolz gemischten Freude habe ich mich an die Lektüre des Interviews gemacht, das Sie Paul Ignaz Vogel im vergangenen Sommer gewährt hatten und das vor kurzem in meinem »Fast-Leibblatt« erschienen ist.

Das Interesse blieb stetig, denn die angeschnittenen Fragen werden leider in der Schweiz allzuoft nicht als Fragen und Probleme anerkannt, die unsere Gemüter bewegen sollten. Ihnen aber als Schweizer im Ausland liegen viele der Lebensfragen der Schweiz näher als uns.

Sie sprechen, so nehme ich an, als bewusster Schweizer, der seine Heimat liebt, auch wenn Sie mit vielen nicht einverstanden sind, was bei uns sich abspielt, und noch weniger begeistert sind von dem, was bei uns nicht zur Diskussion steht. Dafür, dass Sie Ihre Stellungnahme auch einer schweizerischen Öffentlichkeit zugänglich machen, bin ich Ihnen persönlich dankbar. Wegen Ihrer zeitlichen und räumlichen Distanz zur Heimat steht auch zu hoffen, dass der positive Wert des Wortes »Der Prophet gilt nichts im eigenen Land« zu seinem Recht kommen möge nicht heute vielleicht, aber einmal... Zwei Dinge aber, Herr Frisch, haben meine Freude an dem offenen Wort stark gedämpft. Sie glauben, die Schweiz und ihre Schwächen erkannt zu haben; vielleicht nicht unfänglich, sicher aber im allgemeinen sehr treffend. Nur: Ist dies bloss für die Schweiz gültig, dass die eigenen Aufgaben so schlecht gesehen werden, dass es so viel leichter ist, Kritik nach aussen zu üben, als bei sich selbst zum Rechten zu sehen? - Sie kennen doch sicher den mehrtausendjährigen

Vergleich vom Splitter und vom Balken! - Sie selbst bringen das beste Beispiel hierfür, wenn Sie es leider falsch sehen: der »Auschwitz-Prozess«. Wenn Sie, wie ich es getan habe und noch immer tue, die Berichterstattung deutscher und schweizerischer Zeitungen über diesen Prozess vergleichen, dann muss Ihnen auffallen, dass unsere Zeitungen sich wohl weniger umfangreich - und weniger sensationell -, dafür aber viel tiefer und unterständigem Hinweis auf die echte Tragik und Problematik dieses Wiederaufrollens der dunklen Vergangenheit annehmen.

Um bei diesem Beispiel zu bleiben: Sie sagen selbst, dass Sie wenig Kontakt zu den aktuellen Vorgängen in der Schweiz besitzen und sogar froh darum seien. Wie aber kommen Sie dann dazu, unsere Zeitungen so ausgiebig anzugreifen oder eben zu bemerken, dass unsere Berichterstattung über den »Auschwitz-Prozess« so unzulänglich sei? Nicht wahr, die Alternative ist einfach und klar: Entweder Sie lesen die Zeitungen trotz zeitlicher, räumlicher und... »ideologischer« Distanz, und dann stimmt Ihre Ausführung über den mangelnden Kontakt so wenig wie die Klage über das kleine Interesse am Frankfurter Prozess - oder Sie lesen unsere Blätter nicht, und dann ist es doch etwas anmassend, darüber zu urteilen.

Wenn ich für mich persönlich einen Schluss daraus ziehen will, so ist es der, dass Sie eben doch ein echter Schweizer geblieben sind, ein spießbürgerlich echter Schweizer sogar; leider - oder Gott sei Dank?

Mit höchster Wertschätzung und freundlichen Grüßen
Bernhard Kamer, stud. iur.

Unsinn?

In der Nr. 6/1964 steht ein Artikel, in dem sich der Verfasser mit dem Problem des »Studentenlehnens« befasst. Er äussert darin einige merkwürdige Ansichten, zu denen sich einiges sagen lässt.

Es wird ausgegangen von der Frage: Warum verdient der Rektor mehr als der Hauswart? Darauf wird geantwortet: Er hat ein entbehrungsreiches Studium hinter sich. Nicht einfach ein Studium, sondern ein entbehrungsreiches Studium. Darin soll offenbar ein Verdienst liegen. Wenn man allerdings von dem Standpunkt ausgeht: Jeder Student habe ein entbehrungsreiches Leben zu führen, dann kann man sagen: Jeder Student, der brav entbehrt hat, was die Nicht-Studenten haben, bekommt dann hinterher die Belohnung in Form eines höheren Gehaltes. Aber aus welchem Grund soll denn diese Pflicht bestehen? Die Studenten haben nicht deshalb kein Geld, weil sie hinterher mehr bekommen, sondern weil sie als Student kein bekommen. Der grösste Teil der Studenten ist gezwungen, Entbehrungen auf sich zu nehmen, er kann gar nicht anders. Darauf stolz zu sein, das ist, als ob ein Impotenter darauf stolz ist, enthaltsam zu leben und dafür hinterher eine Belohnung erwartet. Die Art und Weise, auf welche die Studenten zu leben gezwungen sind, führt tatsächlich zu einer Art Impotenz, und zwar auf geistigem Gebiet. Woher soll es denn sonst kommen, dass ein fertig ausgebildeter Student zwar Spezialist auf seinem Gebiet ist, aber für andere Geistesgebiete kein Interesse mehr hat? Falls es vorher vorhanden war, so wird es sicher im Verlauf des Studiums abgetötet worden sein. Das zeigt sich am deutlichsten im Poly, weil dort die Anforderungen an den Studenten noch grösser sind. Er würde aber trotzdem noch genug Zeit und Gelegenheit finden, um sich mit anderen Dingen zu befassen; diese Zeit muss er aber dem Gelderwerb opfern. Wenn er diese Zeit auch in einer Einheitswohnung mit Einheitsmöblierung zur Verfügung hätte, so würde das trotzdem zu einer grossen geistigen Vielseitigkeit führen. Der Verfasser jenes Artikels sieht allerdings darin eine grosse Gefahr für die Individualität des Studenten und lehnt es deshalb ab. Der jetzige Zustand bedeutet aber Individualität einiger einzelner, nämlich derer, die es sich leisten können. Die andern werden trotz ihrer Entscheidungsfreiheit gezwungen, zu sehen, wie sie zurechtkommen. Und wenn sie nicht zurechtkommen, müssen sie eben etwas anderes tun, wo sie das nötige Geld zum Leben verdienen. Die Frage oben sollte daher lauten: Warum ist der Pedell nicht Rektor? Diese Frage beleuchtet das Problem besser. Es war doch bisher so: An den Lehrlingen wird verdient, deshalb werden sie nicht bezahlt. Wenn jetzt das geändert werden soll, dann wird mit solchen Argumenten (und zwar von den Leuten, die zahlen sollen) wie erwähnt geantwortet: Die Studenten haben eben wenig Geld zu haben, damit sie hinterher mehr bekommen. das war aber immer so; warum soll man jetzt diese neomodischen, sozialistischen Methoden, die - oh Schreck - sogar im Osten angewendet werden, einführen? Das System hat sich doch bewährt; wenn wir es ändern, wer-

den wir einer finsternen Zukunft entgegensehen. Man könnte sich mit Recht fragen, warum gerade jemand, dessen Gedanken sich in solch herkömmlichen, ausgefahrenen Geleisen bewegen, den Anspruch auf Individualität (siehe weiter oben) stellt.

Es würde mich interessieren, die Meinung von anderen Kommilitonen zu erfahren.

Günter Zeyer IX/1

Opposition

li hat in seinem letzten doppelseitigen Artikel »Opposition«, der als - allerdings vorsichtig formulierter - Vorwurf wegen unseres Desinteresses an öffentlichen Problemen gilt, etwas ausgesprochen, dem in studentischen Kreisen gerne ausgewichen wird. li berücktsichtigt aber auch die Gründe dafür und weiss überhaupt sehr geschickt seine Vorschläge anzubringen, indem er bereits mögliche Einwände entkräftet.

Trotzdem scheint mir, hat er etwas ausgeklammert, wovon er bestimmt selber Kenntnis hat: Die Frage nach der Glaubwürdigkeit der Sprache. Die Opposition der Intellektuellen ist, wenn sie davon absehen, aktiv in höheren politischen Aemtern mitzuwirken, sei es, allem lästigen Drum und Dran, allem Unwesentlichen zu entgehen oder sei es, dass sie sich nicht in einer Richtung festlegen wollen, dem gesprochenen Wort bei Radio oder Fernsehen oder dem geschriebenen vorbehalten. Sie verhalten sich also immer gewissermassen distanzierter und treten nur indirekt mit ihrer Meinung an die Öffentlichkeit.

Wie, wenn aber das Wort an Glaubwürdigkeit verloren hätte, wenn ein Manifest kein solches mehr ist, sondern nur noch Mitteilung? Und es ist so; durch die beiden Weltkriege hat es zuviel eingebüsst, als dass das Volk alles für bare Münze nähme. Nicht aber so, dass peinlich genau abgewogen würde, was nun wahr sei; man geht am Wort vorbei und beachtet es kaum, lediglich die auffälligste Schlagzeile hat Chance. Zum Teil sind die Intellektuellen auch selber schuld daran. Ein kleines Beispiel aus unsern Tagen: Der Generalsstabschef werde auf Ende Jahr zurücktreten laut... heisst die Meldung, die von einigen Zeitungen in der Morgenausgabe verbreitet wird. Am Abend wird dies demontiert, aber auch das Dementi entspricht nicht der Wahrheit! Und dem Dementi des Dementis sollte noch Glauben geschenkt werden?

Darunter hat eine Opposition der Intellektuellen zu leiden, vielleicht sogar mehr, als diese wahrhaben möchten, denn sie sind es ja oft noch, denen die Sprache keine Schwierigkeiten bereitet, wohl aber das Sprechen. Wie hat ein Politiker, allerdings selber Intellektueller, geglaubt, die beiden namhaftesten Schriftsteller unseres Landes titulieren zu müssen? »Literarische Gartenwege! Hat er wohl Andorra nicht verstanden? Oder doch, aber so deutlich, dass er sich irgendwie rächen muss?

»Die beste Opposition ist die, die morgen imstande ist, selber zu regieren.« Ob dies für die Intellektuellen zuträfe, ist eine andere Frage. knj

Makabres

Eine wesentliche Bereicherung des »Studentischen Wochenkalenders« wurde auf Beschluss des Vorstandes des VSETH aus diesem entfernt. Wie allgemein bekannt ist, handelt es sich um den »makabren Witz der Woche«. Manche Komilitonen und auch ich haben das so empfunden. Die Redaktion bemüht sich zwar auch sonst, die trockenen und faden Fakten etwas aufzulockern; sie verwendet lustige Randfiguren und dergleichen. Aber der »makabre Witz« war doch der einzige Beitrag, der sich deutlich von den anderen abhob und etwas Abwechslung in das Einerlei brachte. Damit ist nicht so sehr der Wochenkalender gemeint, viel mehr das Einerlei einer Woche am Poly. Der VSETH hatte selbstverständlich seine Gründe, allerdings etwas befremdende. Ein Grund liegt etwas im dunkeln: Es gab da eine Auseinandersetzung zwischen dem Redakteur, welcher uns gerne weiter erfreut hätte, und dem Vorstand. Schliesslich trat dieser zusammen und verkündete das Verbot. Das erweckt allerdings den Verdacht, es könnte sich dabei um eine mehr persönliche Angelegenheit zwischen Vorstand und Redakteur handeln, in die der Witz zufällig hineingezogen wurde. Der Aufwand entspricht jedoch kaum dem Resultat: Der Vorstand des VSETH tritt zusammen, diskutiert lange und ausführlich und fasst schliesslich den Entschluss, den Witz zu verdammen.

Ausserdem gab Stöffy Erhard auf persönliches Befragen eine etwas befremdliche Erklärung ab: Der »makabre Witz« habe die letzten Dinge, über die man noch nicht so spreche, über die man noch keine Witze mache, zum Thema. Da sollten doch nicht ausgerechnet wir damit anfangen. (Die Antwort ist nicht wörtlich, sondern nur etwa sinngemäss wiedergegeben.) Ja, warum ausgerechnet wir Studenten? Hat man denn jemals einen Studenten gesehen, der sich nicht daran gehalten hat, was »man« spricht und macht? Es ist ein wesentliches Kennzeichen des studentischen Denkens, dass es sich nicht an Dinge wagt, die die Ueberlieferung heiligelt hat. Gerade wir sollten uns doch wie schon immer als Bewahrer dieser letzten Dinge hinstellen und die teuren Denkgewohnheiten in Schutz nehmen; »man« könnte uns sonst nicht mehr als Studenten ernst nehmen. Wer aufmerksam gelesen hat, der sollte jetzt schon einige Male gestutzt haben. Macht denn das wirklich das Wesen des Studenten aus? Eher das Gegenteil. Es hört sich ziemlich unsinnig an so, passt aber ohne gewaltsame Verdrehungen gut in die Antwort hinein. Dieser Standpunkt erscheint uns daher recht zweifelhaft.

»Und dann«, fuhr Stöffy Erhard fort, »gab es Beschwerden. Dagegen lässt sich sagen: Es kann schon sein, dass die Gefühle von einzelnen durch den »makabren Witz« verletzt wurden. Aber soll sich die Mehrheit tatsächlich nach einzelnen richten? Ein paar Beschwerden aus dieser Minderheit genügen, um das Verbot auszulösen. Auf diese Weise kann doch alles andere verboten werden. Wer findet, dass die Dame auf der vorderen Seite des Kalenders Nr. 11 einen obszönen Ausschnitt hat, welcher seine ethischen Gefühle beleidigt, könnte deshalb auch das Verbot solcher Bilder erörtern. Oder, wenn sich irgendeiner mit dem Schwein identifiziert und sich beleidigt fühlt, wird es dann dem Redakteur verboten, Schweine abzuzeichnen?«

Der Vorfall ist jetzt zwar nicht mehr so aktuell; aber es sollte nie zu spät sein, den »makabren Witz« wieder auferstehen zu lassen. Merke: Heiner, wirf das Beil her! Die Leiche grinst noch. Günter Meyer, 5000 Aarau, Königsteinweg 2

Einige Gedanken zur Hochschulfrage

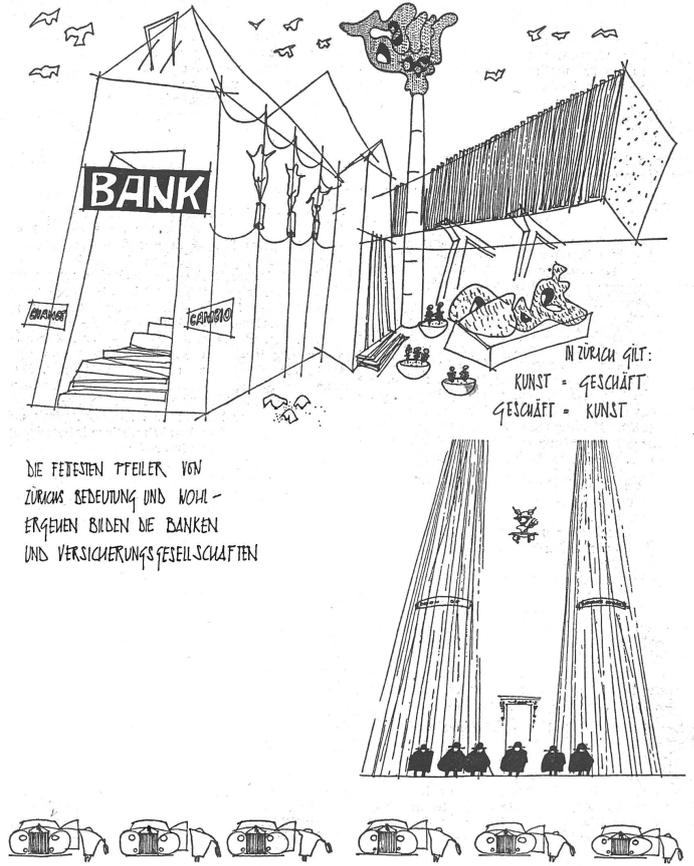
Nachdem in letzter Zeit von allen Seiten ein grosses, eintöniges Klageleid über die steigenden Studentenzahlen und den zunehmenden Platzmangel an der Universität Zürich ertönte, möchte ich heute den Versuch unternehmen, einen Lobgesang auf die heutigen Zustände anzustimmen.

Wer etwa behaupten will, der durchschnittliche IQ (Intelligenz-Quotient) der Studenten bewege sich umgekehrt proportional zur Zunahme der Studentenzahlen, der dürfte auf dem Holzweg sein, und wenn böse Zungen manchmal von »Idiotenimport aus dem Kindergarten« sprechen, so ist das boshafte Verleumdung. (Es soll in diesem Semester an der ganzen Fakultät phil. I erst einmal in einer Vorlesung geschwätzt worden sein; es handelte sich hierbei um einen unheilbaren Soliloquist.)

Die vollgestopften Auditorien haben übrigens bereits positive Folgen gezeigt: Die bisher so schüchternen Studenten finden im grossen Kollektiv endlich das nötige Selbstvertrauen, um unmittelbar nach der Glocke, welche das Ende der Stunde ankündigt, den Dozenten mit dezemtem Zuckeln von Ringbüchern, Heften und Mappen, mit leisem Räuspren und Kugelschreiberklacken darauf aufmerksam zu machen, dass er seine Schuldigkeit getan habe und gehen könne. Die vor dem Auditorium auf die nächste Stunde lauernde Menge hilft meist mit gekonnt unschuldigem Öffnen der Türe nach, Das Herausströmen der einen und das Hineinströmen der andern Menge führt jeweils an der Türe zu den netten und gerade heute so dringend nötigen zwischenmenschlichen Kontakten, die man sonst nur noch im Hallenstadion beim Sechstagerennen oder um die Mittagszeit in der Uniba findet.

Die vermehrte Zahl der Studenten in den Auditorien hat zudem den grossen Vorteil, dass die Luft jeweils so schlecht wird, dass es bald einmal nicht nur den eingeklemmten Studenten, sondern auch den Herren Dozenten übel wird, was eventuell zur Folge haben könnte, dass man den revolutionären Schritt zum Einbau von Belüftungsanlagen einer Studienkommission unterbreiten würde, welche die erforderlichen Massnahmen prüfen und dem Kantonsrat einen Vorschlag zur Prüfung vorlegen würde, welcher dann... kurz, dass unsere Enkel Aussichten haben, an einer Universität mit Air-Condition studieren zu können.

Im übrigen sei den ewig Unzufriedenen entgegengehalten, dass die für die Erweiterungsarbeiten der Universität »zuständigen Kreise« (die Form des Kreises weist hier rein zufällig eine gewisse Ähnlichkeit mit einer äusserlich auch runden Ziffer auf!) ihre Arbeit äusserst gewissenhaft erledigen. Wir denken hier vor allem an die Erledigung des Mensaprovisoriums, auf weitere Fortschritte warten wir voll freudiger Spannung. Wer im übrigen behauptet, der Bau von neuen Mittelschulen trage nicht zur Behebung des Platzmangels an der Uni bei, ist ein Banause in Hochschulfragen! Max Malicious



In Erwartung des Wartekurses

Eigentlich gehörte es zu den Pflichten einer so vaterländisch gesinnten Zeitung, wie der »Zürcher Student« eine ist, alljährlich das offizielle WK-Tableau, jene mindestens doppelseitige Liste der »Wiederholungs- und Ergänzungskurse«, zu publizieren. Und besonders nachdem der »Zürcher Student« begonnen hat, regelmässig dem Militärwesen einige Spalten zu widmen, ist er dazu doppelt verpflichtet. Weil aber doch anzunehmen ist, dass viele Studenten ab und zu noch eine andere Zeitung als den »Zürcher Student« lesen und dass die andern die besagte Tabelle wohl bereits in einem der vielen behördlichen Schaukästen beachtet haben, nehmen wir nun trotzdem Abstand von dieser Verpflichtung. Um ihr dennoch irgendwie gerecht zu werden und um kein schlechtes Gewissen haben zu müssen, möchten wir allen Of., Uof., Gfr. u. Sdt. unter den Studenten in anderer Form eine kleine Vorfreude machen. Unsere kleine Vorschau auf die Wiederholungskurse und Ergänzungskurse und sonstigen Kurse des Jahres 1965, jene paar für uns so erholsamen Wochen, in denen wir endlich wieder einmal an die frische Luft, abends früh ins Bett und etwas unters Volk kommen werden, besteht aus ein paar Bildern, die weniger die heroische Seite unserer Armee herausstellen, dafür mehr die menschlich-geruhsame. Ihr Thema ist nämlich DAS WARTEN, jene Beschäftigung also, die im Zentrum jedes militärischen Ausbildungsprogramms steht.



Technisches Warten zwecks Wartung



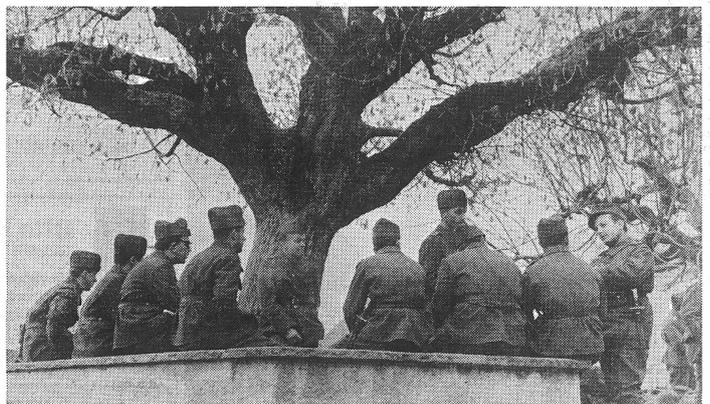
Warten in der Pause



Warten in loser Reihe



Erwartendes Warten



Warten auf Abruf



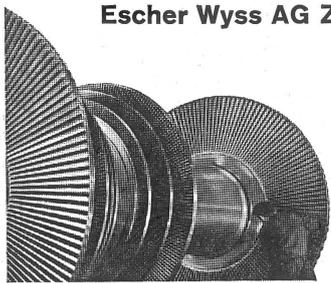
Horizontales Warten

ESCHER WYSS



Wir bauen als einzige Fabrik alle Turbinenmaschinen für sämtliche Arbeitsmedien, ausserdem Kältemaschinen und Kälteanlagen, Wärmepumpen, Verdampferanlagen, Industriezentrifugen und Zementmaschinen. Dieses weite Tätigkeitsgebiet erschliesst dem jungen Ingenieur viele interessante Möglichkeiten als Forscher, Konstrukteur, Betriebs- und Verkaufs-Ingenieur. Interessenten erhalten bereitwillig Auskunft.

Escher Wyss AG Zürich



BUCHBINDEREI

Emil Stamm



.Zürich 6
Gloriastrasse 55
Tel. (051) 47 34 49

Sämtliche Buchbinderarbeiten
Plastikheftung zum Selbstauswechseln



Jeden Abend erstklassiger Pianist
Schönes Stübli für Essen jeder Art
Prima Küche. Zimmer ab Fr. 12.-
Television

Zürich Institut Minerva

Repetitionskurse:
Vordiplome ETH und Propädeutikum für Mediziner

Maturität ETH
Handelsschule Arztgehilfenschule

Für elektrische Rasierapparate gehen Sie am besten ins Spezialgeschäft mit der großen Auswahl und dem eigenen Reparaturservice

Electras im Zentrum von Zürich
Talacker 34 (Kaufleute), Tel. 27 61 44



Vor u. nach dem Kolleg eine Erfrischung im

Café Studio
Zürich beim Pfauen

STUDENTEN ! Bevor Sie irgendwo

METALLSKI

kaufen, lassen Sie sich von uns beraten !
Alle Weltmarken am Lager.

W. Stadelmann & Co. Zürich 5
Zollstrasse 42 (beim HB) Telefon 44 95 14

Coiffeur E. Hotz

Zürich 1
Rindermarkt 19

Für Studenten Ermäßigung Haarschneiden ausgenommen am Samstag
Dienstag den ganzen Tag geschlossen

Otto Fischer AG. Zürich 5



Fabrikation und Engroshaus elektrotechnischer Bedarfsartikel

Lieferung nur an konzessionierte Firmen

Chemie

Vorbereitung auf Propädeutikum, Vordiplom

Dr. Cantieni
Untere Zäune 21, Zürich 1
Tel. 34 50 77

TABAK *Schramli*
das alte gute Spezialgeschäft
beim Poly

Die Universität Basel



eine der ältesten Hochschulen Europas, feierte 1960 ihr 500-jähriges Jubiläum. Schon bald nach ihrer Gründung entwickelte sie sich zu einem Zentrum europäischen Gelehrtentums, dessen Ausstrahlungen das kulturelle Leben bereicherten und die Weltverbundenheit förderten.

Die in der Neuzeit an der Universität gepflegte naturwissenschaftliche Forschung schuf günstige Voraussetzungen für die Entwicklung der chemischen Industrie, in deren Bereich ohne intensive und weit ausgebauten Forschung kein Fortschritt möglich ist. Aus der Grundlagen-Forschung schöpft die angewandte Wissenschaft in

Bildmitte: Das in der Gründungszeit bezogene alte Universitätsgebäude am Rhein (nach einer Zeichnung von H. Meyer, 1859, Basler Staatsarchiv)

der Industrie die Anregungen, deren sie zur Erfüllung ihrer Aufgabe im Dienste der Allgemeinheit bedarf.

Dazu braucht die chemische Industrie allerdings nicht nur die Mitarbeit von Naturwissenschaftlern und Ingenieuren, Aerzten und Apothekern, sondern auch von Juristen, Volkswirtschaftlern, Betriebswirtschaftlern und weiteren Akademikern mit Spezialkenntnissen oder speziellem Können.

SANDOZ AG Basel

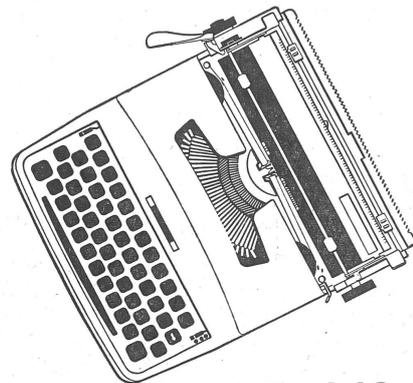
DISS

— ERTATIONEN

drucken wir mit IBM-Schrift in Offset gut - schnell - preiswert

L. Speich AG Zürich

Brandschenkestrasse 47 Tel. (051) 27 08 50



Fr. 348.-

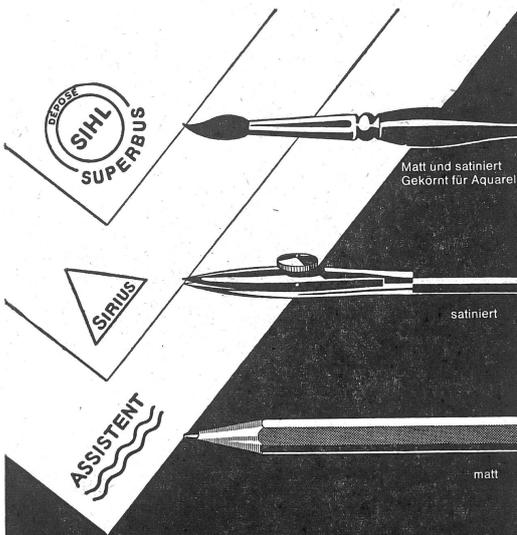
Die Lettera 32 hat alle Vorzüge einer echten Reiseschreibmaschine, denn sie ist handlich und leicht, geeignet für kleine und grosse Reisen im Auto, der Eisenbahn, dem Flugzeug und jedem anderen Verkehrsmittel. Bequem kann man sie mitnehmen von einem Ende der Welt zum anderen, von einem Ort zum anderen. In jedes Haus gehört heute ein modernes Schreibinstrument, besonders aber eine Reiseschreibmaschine wie die Lettera 32, die alle Einrichtungen einer modernen Büromaschine in sich vereint; sie ist widerstandsfähig, robust in der Konstruktion und liefert immer ein klares, regelmässiges Schriftbild.

Olivetti Lettera 32

Spezialkonditionen für Studenten bei Zentralstelle der Studentenschaft und S. A. B.

OLIVETTI (SUISSE) S. A.

Zürich 3 Steinstrasse 21



3 hervorragende schweizerische Zeicherpapiere. Sie bieten eine bisher nirgends erreichte optimale Lichtbeständigkeit. Ein Vergleich ist nicht mehr möglich. Lassen Sie sich schon bei der nächsten Gelegenheit durch einen kritischen Vergleich augenfällig überzeugen.

SIHL

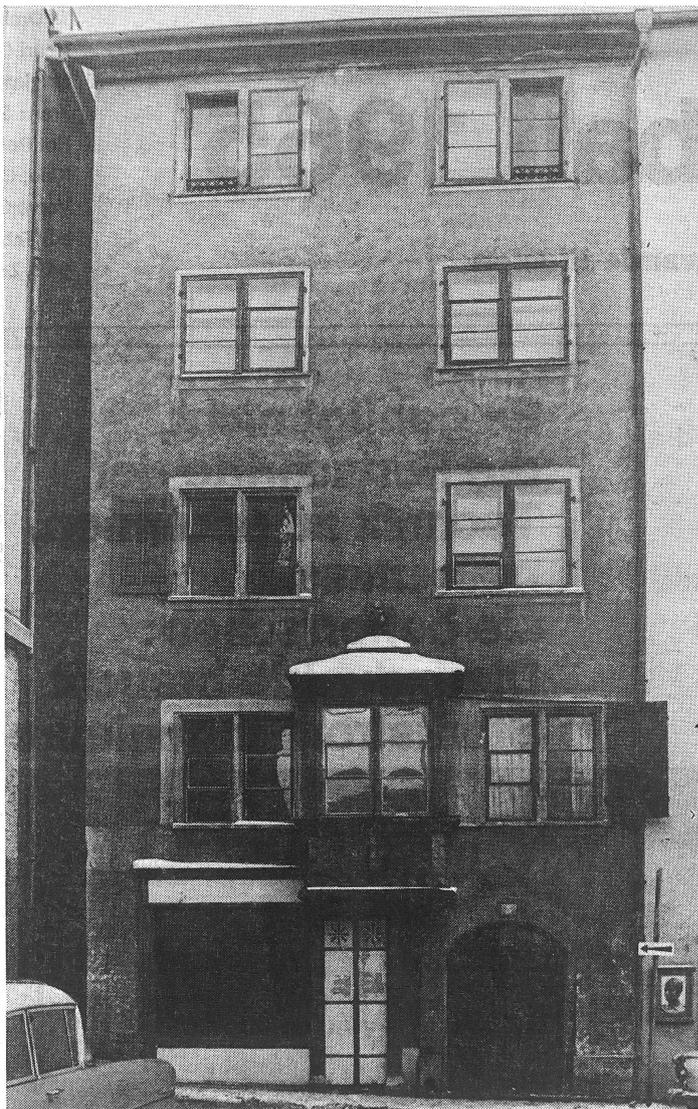
ZÜRCHER PAPIERFABRIK AN DER SIHL ZÜRICH TELEFON (051) 23 27 35

Per aspera ad astra

Man glaubt es kaum, doch es ist wahr. Fünf Minuten von der Universität entfernt steht ein Haus, ein altes Haus, und es steht leer. Ein Student, der dieses sah, konnte es nicht begreifen. Er ging ins Wirtshaus nebenan, und überm Bier bekam er Mut und ging zum Eigentümer dieses Hauses. Das Haus war zwar verlottert, doch für Studenten schien's ihm zu genügen. Vom Hausherrn erfuhr er die Geschichte dieses Hauses. Sie ist lang und glorreich. Ich kann sie dir nicht in ihrer über Jahrhunderte reichenden Länge aufrollen, denn das alte Haus an den Unteren Zäunen 5 wurde schon Anno 1591 unter dem poetischen Namen »Zum Fliegenden Fisch« gegründet. Um so kläglich mutet einen das rabiate Ende an, das der Fliegende Fisch nun nehmen soll. Denk dir bloss, das Haus steht seit drei Jahren leer. Es ist verlottert, und die Eingeweide des Fliegenden Fisches sind verkommen, herausgerissen, gestohlen, verdrückt und vieles mehr, was man an dieser Stelle nicht sagen darf. Sieh dir nur die Bilder an. Stumme Zeugen darber Schönheit und Gemütlichkeit. Während der letzten Jahre ist das romantische Haus so heruntergekommen, dass nur studentischer Idealismus es vorläufig noch retten könnte.

Der Eigentümer des Fliegenden Fisches hat sich auf das Drängen des Studenten hin bereit erklärt, das Haus »zur Linderung der doch so gravierenden Zimmernot der Studenten« gratis zur Verfügung zu stellen. Gratis – wir Zürcher Studenten sind es gar nicht gewohnt, dass man an uns mal kein Geld verdienen will, sondern uns beschenken möchte. Die Studenten dürfen nun so lange in diesem Hause wohnen, bis es abgebrochen wird. In Zürich jedoch braucht es dazu eine Abbruchbewilligung. Wie der Hauseigentümer versichert, muss sie nicht vor den nächsten Sommerferien erwartet werden, und wenn man bedenkt, dass das Haus schon bald 400 Jahre lang am selben Platz steht, wird hoffentlich die Abbruchbewilligung der Würde des Hauses ihren Tribut zollen und noch etwas auf sich warten lassen. Die Studenten könnten jedoch im Fliegenden Fisch einziehen, auch wenn es nur für drei Monate wäre. Zur Zeit müssen sie jedoch an ihren Zimmern arbeiten, denn das Haus ist in einem erbärmlichen Zustand. Wie dort geschafft, gefegt und geschwitzt wird! Ich kann nur staunen, denn ich wohne bei den Eltern und drücke mich zu Hause sogar um Teppichklopfen. Im Fliegenden Fisch setzen unsere Kommilitonen eigenhändig Fensterscheiben ein, sie legen Drähte, stopfen Löcher, sie schrubben Wände und Decken, weissen und bemalen. Oefen müssen installiert und Wasserleitungen geflickt werden. Man hat ja keine Ahnung, wieviel es braucht, bis so ein Haus wieder bewohnbar ist. Dabei stellen sich den Studenten auch Probleme, bei denen sie auf fremde Hilfe angewiesen sind. Woher weisse Farbe, um die Wände zu streichen? Lampen, elektrische Oefen, Betten und sonstige Möbel fehlen. Die Studenten konnten bis zur Stunde ein Sofa, einen Tisch, ein Bett und einen alten Radio auftreiben. Im Laufe der nächsten Wochen wollen sie jedoch in ihre neue Behausung einziehen. Hoffentlich müssen sie nicht in Decken gehüllt auf dem Boden schlafen, mitten in der Grossstadt unseres Wohlstandsstaates.

Hermann Stern



Das schöne, alte Haus an den Unteren Zäunen 5 »Zum Fliegenden Fisch«, das leider abgebrochen werden soll, bis dahin aber von Studenten bewohnt wird.

Ich ersuche um folgende Grabinschrift:

Gehöre jetzt nicht mehr zur Menschheit;
Esse nichts mehr und koste nichts mehr,
Mach' keinem Statistiker Sorge,
Bin nicht mehr dabei!

Verzichte jetzt auf Pflichten!
Soll keiner mehr was von mir wollen —
Hab mit keiner Geschichte weiter zu tun;
Es geht mich nichts was an!

Hab fortan weder Hoffnung
noch and're Trostpillen nötig,
Trinke auch keinen Alkohol mehr —
Kein hohler Zahn schreit länger nach Trank!

Rauche nicht und liebe nicht,
Bin niemals aufgeregt;
Bin frei von Zukunft und vom Augenblick,
Ich geh' mich nichts mehr an!

Endlich brauch' ich nie mehr zudenken:
»Vielleicht wird's doch noch was!«
Und nie mehr wird dann doch wieder nichts;
Bin mit der Wartezeit jetzt fertig!

Daimon, Tychä, Eros,
Anankä und Elpis —
Urwörter! auf euch kann ich lachen!
Ich tu nicht mehr mit!

Rolf Soldau

Metamorphosen

Du brauchst, geschätzter Leser, weder Ovid noch Goethe zu bemühen noch gar in entfernten Windungen deines Gehirns spärliche Griechischfetzen zusammensuchen – ein Gang über die Künstlergasse wird dir ad oculos demonstrieren, wovon hier die Rede ist. Die Stammkunden des Lesesaals lächeln bereits wissend – den übrigen Kommilitoninnen und Kommilitonen sei wärmstens empfohlen, sich den Lesesaal einmal anzusehen. Er hat eine Metamorphose durchgemacht, im Vergleich zu der die Verwandlung von Menschen in Bäume und so (also doch Ovid!) Kleinigkeiten sind. Aber: first things first!

Nach jahrelangen Verhandlungen mit der Hydra der Staatsverwaltung (kann man mit einer Hydra verhandeln? – Man sollte doch wohl eher kurzerhand mit dem Köpfeabschlagen beginnen, was aber in unserm Fall eine durchaus unerwünschte Wirkung hervorgebracht hätte, denn eine kopflose oder zumindest in bezug auf die Anzahl der Köpfe reduzierte Hydra wäre schwerlich instand zu gewesen, den Lesesaal umzubauen!) sowie nach einigen Abenteuerfahrten von Kommissionspräsidenten und -innen durch kafkaeske Verwaltungsgebäudegangschluchten zu besagter Hydra persönlich, die sich keineswegs als gefährliches Untier entpuppte, sondern durchaus wohlwollend und freundlich züngelte und sich, etwas träge zwar, aber immerhin in Bewegung setzte, wurde der seit langem nötige Umbau des Lesesaals im verflorenen Sommer durchgeführt.

Was recht lange gewährt hatte, wurde endlich gut. Wo früher reihenweise dunkle Tische in der Manier einer Schreibstube aus dem vorigen Jahrhundert standen, wo aus der Rumpelkammer der Uni stammende harte, stümpferuinierende Holzstühle den Besitzer seines Lebens nicht recht froh werden liessen – da laden nun in planvoller Planlosigkeit verteilte niedere Tische und moderne, anatomisch plausible geformte Sessel den geätzten Studenten zum Verweilen. Die frühere drangvolle Enge und Düsternis ist einer hellen, lichten und lockeren Raumgestaltung gewichen – kurzum: Wie weiland der sagenumwobene Phönix hat sich der Lesesaal in neuer Pracht aus der Asche gehoben.

Der langen Rede kurzer Sinn ist zweierlei: Zum ersten sollen neue Semester und solche, die es immer noch nicht gemerkt haben, auf die Existenz dieser so überaus lobenswerten Institution hingewiesen und zu einem Besuch ermuntert werden, zum zweiten aber möchten wir damit dem Vater Staat danken für das, was er für den Lesesaal getan – und so gut getan hat. Von all dem, was besagter Vater für die Studenten nicht getan hat, ist hier nicht der Ort zu reden!

Monica Gasser, phil. I
Präs. der Lesesaalkommission

Frederik Grever (VSETH-VP für Kultur) berichtet:

Seit 4 Jahren gehört die Vereinigung der Chemie-Studenten (VCS) als Gründungsmitglied der Communauté Européenne des Etudiants en Chimie (CECEC) an. Gegenwärtig sind die Chemiefachvereine von neun Schulen aus 7 westeuropäischen Ländern Mitglied. Im Rahmen der CECEC haben bis jetzt neben 5 Generalversammlungen 2 Colloquia in Paris, eine Exkursion durch Deutschland und ein Austausch Zürich-Berlin stattgefunden.

Dieses Jahr waren wir an der Reihe, unsere ausländischen Kommilitonen zu empfangen. Dies war uns möglich durch die moralische Unterstützung von seiten unserer Professoren, insbesondere Herrn Prof. Dr. A. Guyer, und durch die finanzielle Unterstützung der »Gesellschaft für die chemische Industrie«.

War es an den bisherigen Generalversammlungen üblich, über die Verschiedenheit der Schulprogramme zu diskutieren, so bemühten wir uns dieses Jahr, die Diskussion in fruchtbarer Weise

durchzuführen. In diesem Sinne schlug die Schweizer Delegation vor, statt einer Generalversammlung eine »Summerschool« durchzuführen. Diese würde mehr Leute erfassen, länger dauern und würde – da ein fachliches Thema auf dem Programm stehen soll – auf grösseres Interesse seitens der Professoren und der Industrie zählen können. Berlin, wo die nächste GV stattfinden soll, erklärte sich bereit, dieses Jahr anfangs September eine kleine Summerschool zu organisieren.

Neben dieser und vielen anderen ernsthaften Diskussionen sind noch folgende Höhepunkte erwähnenswert: ein Empfang beim Stadtrat, wo Dr. E. Landolt uns fünfsprachig begrüßte, eine Exkursion zur Säurefabrik Schweizerhalle, ein Besuch bei der Firma Mettler sowie ein Empfang an der ETH.

Der Silvesterabend, den wir am Tagungsort – Studentenheim Altstetten – feierten, war dank der Präsenz vieler anmutiger Schweizerinnen ein grosser Erfolg. Unsere ausländischen Freunde sind dann auch sicher voller schöner Erinnerungen an die Schweiz (erinnen) heimgefahren.

Fortsetzung von Seite 15

zuwenden wollen. Die Tatsache, dass Filmkritik grösstenteils von Dilettanten betrieben wird, die sich kaum über die geforderten Disziplinen auszuweisen vermögen, stimmt bedenklich. Hierin liegt wohl auch der Grund, weshalb meist nur pseudowissenschaftliche und nachlässige Filmkritiken verfasst werden, die der unkritische Leser bereitwillig akzeptiert, die jedoch wenig zu dessen Geschmacksbildung beitragen.

Wir haben zu Beginn des Artikels von der Armut an einschlägiger Literatur gesprochen. Anleitungen oder gar Rezepte für den Filmkritiker gibt es nicht. Der Autodidakt hat sich deshalb selber einen Weg zu suchen. Eine Unzahl von Filmen muss er sich, besser dreimal als nur zweimal, ansehen. Im Vergleich werden ihm einzelne Kriterien zugänglich.

Zum Schluss dürfen wir die Arbeit der Filmklubs erwähnen, die den Missstand auf dem Gebiet der Filmerzziehung und damit auch auf dem Gebiet der Filmkritik schon früh erkannt haben. Dadurch, dass man jungen Leuten ermöglicht, ein selektiertes Programm zu besuchen, reifen bewusst oder vielleicht auch anfänglich nur unterbewusst im Zuschauer Wertmassstäbe, auf die er immer wieder zurückgreifen wird. Eine Intensivierung der Arbeit erreicht die von Studenten gegründete »Schweizerische Filmworkshop«. Hier ist Gelegenheit geboten zu einer persönlichen Auseinandersetzung mit dem Film, hier kommt es aber auch zu der für den Autodidakten so wichtigen Aussprache mit Filmschaffenden und anerkannten Filmkritikern.

Damit ist uns das letzte Stichwort gegeben: Anerkannte Filmkritiker. Wie auf jedem Gebiet, so haben wir auch hier zu profitieren von dem, was bereits geleistet wurde. Wir haben glücklicherweise in der Schweiz Filmkritiker, auf die wir uns verlassen dürfen. Ihnen, die so manches Lob, so manchen Tadel zu verteilen gezwungen sind, sei für einmal ein Kränzlein gewunden. Dr. Martin Schlappner, Dr. Iso Keller, Hans-Rudolf Haller, Hanspeter Manz, Mario Gerteis, das sind wohl die Namen der Filmkritiker, die das positive Bild der Filmkritik in der deutschen Schweiz prägen.

A.-M. Bischoff HJ. Brigen

	Mittwoch	20.	Tanz
	Donnerstag	21.	Walter Albrecht (uns durch sein Gitarrenkonzert vom Dezember bekannt) singt französische Chansons, neapolitanische Lieder, Negro Spirituals u. a. m. —20.30 Uhr.
	Freitag	22.	Tanz
GESELLSCHAFT ZUM FROHLICHEN SCHLÜSSELLOCH	Mittwoch	27.	Tanz
	Donnerstag	28.	Wie ein Buch entsteht — oder wie der Diogenes-Verlag zu den vergilbten Manuskripten von Hans Horalek (1895—1957) kam. Heinrich Stolz, der Herausgeber des Buches, das im kommenden Herbst erscheinen wird, berichtet über diese literarische Entdeckung. Es werden einige der bisher unveröffentlichten Geschichten vorgelesen. Beginn: 20.30 Uhr.
Zweierstrasse 15, Zürich 4 (Studentenhaus beim Stauffacher)	Freitag	29.	»Soirée dansante« mit dem Orchester »Hot Potatoes« (Preisträger am Jazz-Festival 1964).

6. Februar

Uniball 1965

Motto: La grande illusion

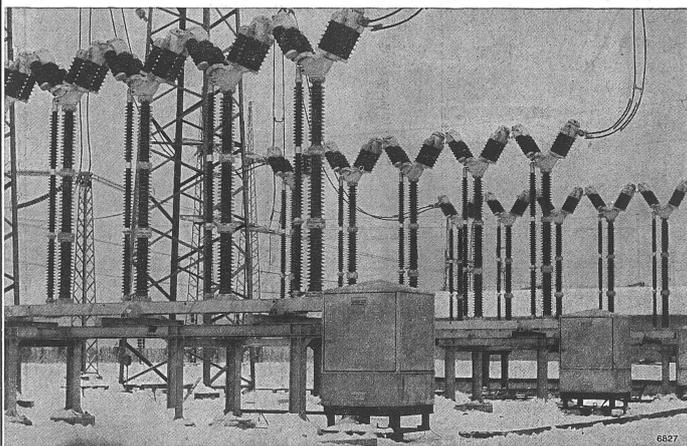
12 Orchester mit
Henri Chaix
Original Gregory's
Franz Sepp Inauen
Hot Potatoes
Kino, Cabaret, Tombola
Vorverkauf ab 20. Januar
bei Tabak Schrämli,
SAB, Zentralstelle



FREIHOFER
Buchhandlung
für
Technik und
Wissenschaft

Universitätstr. 11
Zürich 6
Tel. 47 34 32

Es genügt nicht,
die Fortschritte der
Technik zu erkennen,
man muss
sie beherrschen:
Die Industrie braucht
Starkstrom-Ingenieure



Oelarmer Leistungsschalter mit Mehrfachunterbrechung für 420000 V, in Kilforsen, Schweden

S&S Sprecher und Schuh AG. Aarau

Aus eigener Erfahrung

können wir die Sorgen vieler
Doktoranden bei Drucklegung
ihrer Dissertation.

Durch Zahlungserleichterung,
technische Beratung und Rück-
sichtnahme auf Ihre Termine
helfen wir Ihnen seit 18 Jahren
bei der reibungslosen Abwick-
lung des Druckauftrages.

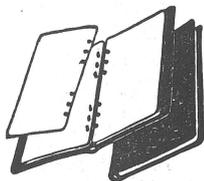
Deshalb Ihre Dissertation vom

Juris-Verlag

und

Juris-Druck

Dr. H. Christen, Zürich 1
Basteiplatz 5, Tel. 27 77 27



BIELLA

Kolleg- und Taschenringbücher

mit Plastik, Kunstleder und Leder, mit 2, 3,
4 und 6 Ringen, bekannt und beliebt. In
Papeterie- und Bürofachgeschäften erhält-
lich.

Studenten!

Während Ihren nächsten Semesterferien finden
Sie bei uns eine

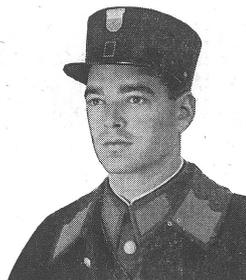
lohnende Beschäftigung als

WÄCHTER

Sie verdienen monatlich Fr. 865.— zuzüglich ca.
Fr. 100.— Ueberzeitentschädigung. Die Arbeit
als Wächter bringt Ihnen zudem einen gesunden
Ausgleich zu Ihrem anstrengenden Studium.

Unser Personalchef nimmt gerne Ihre schrift-
liche oder telephonische Anmeldung entgegen.
Für nähere Auskünfte steht er Ihnen jederzeit
zur Verfügung.

SECURITAS AG, Filiale Zürich
Militärstrasse 24, Tel. 27 43 10

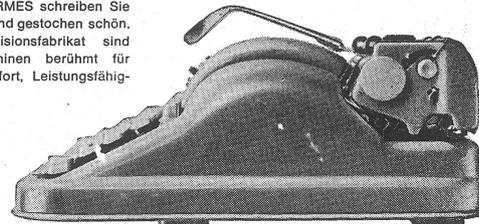


HERMES

Portable Modelle
ab Fr. 285.—

Miete / Tausch / Teilzahlung

Auf einer eigenen HERMES schreiben Sie
beschwingt, mühelos und gestochen schön.
Als Schweizer Präzisionsfabrikat sind
HERMES-Schreibmaschinen berühmt für
optimalen Schreibkomfort, Leistungsfähig-
keit und langjährigen
Strapaziergebrauch.



August Baggenstos

Waisenhausstrasse 2

Laden: Uraniastrasse 7, bei der Urania

ZÜRICH 1

Telephon 25 66 94



Apotheke Oberstrass Zürich 6

F. Eichenberger-Haubensak Universitätstrasse 9

Seit 1889 die Apotheke der Akademiker